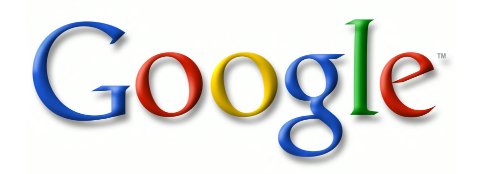
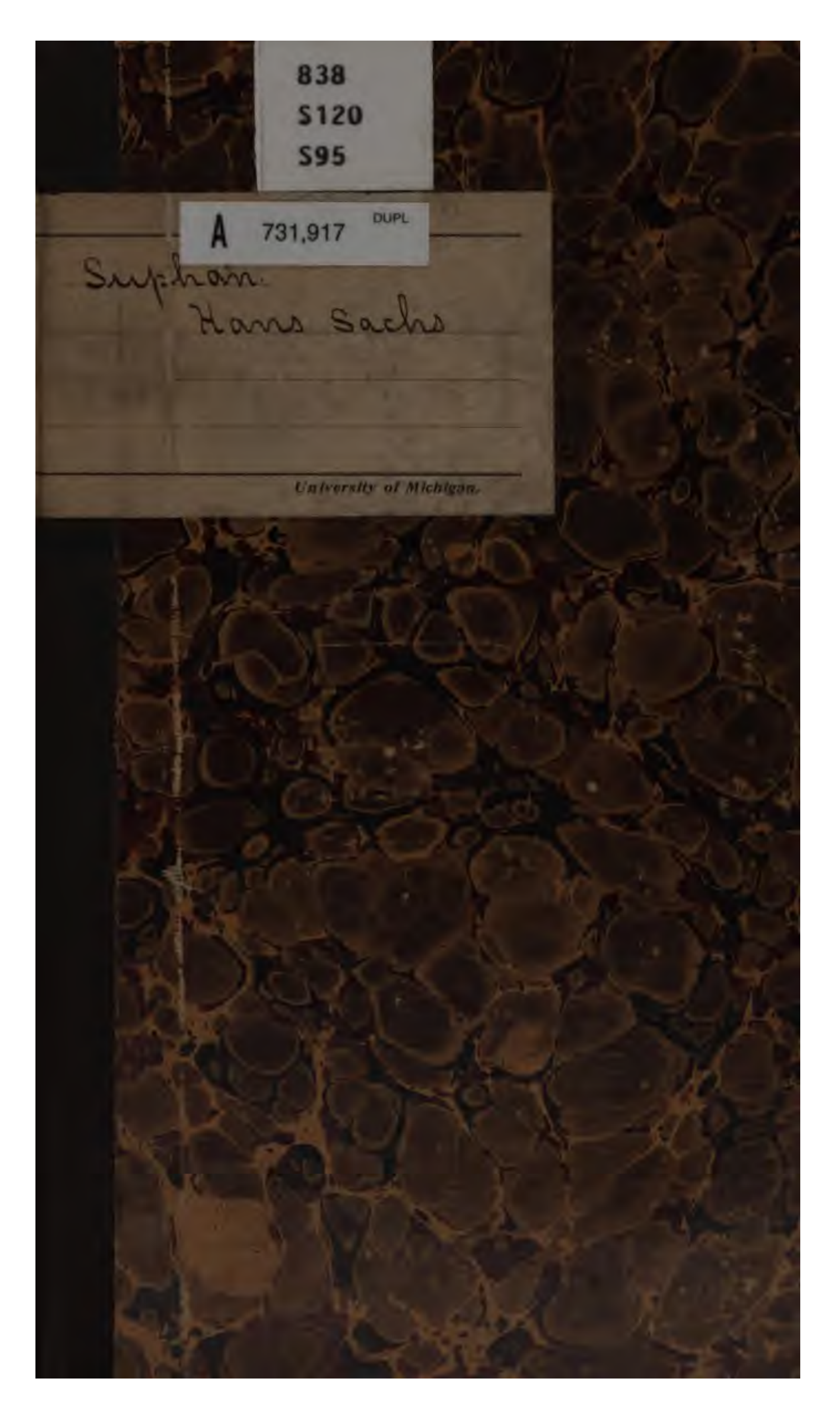
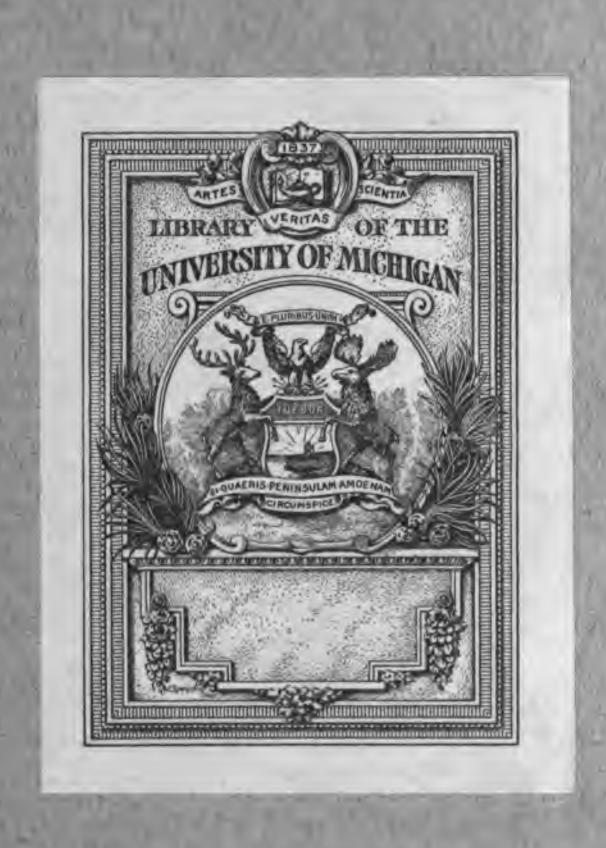

Google


838
S120
S95
A 731,917 DUPL
Suphan
Hans Sachs
University of Michigan.


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

Hans Sachs

Humanitätszeit und Gegenwart.

Vortrag

zur

Hans Sachs-Feier in Weimar

nebst zugehörigen Aufsätzen

von

Bernhard Suphan.

Weimar

Hermann Böhlau

1895.

Hans Sachs

Humanitätszeit und Gegenwart.

Vortrag

zur

Hans Sachs-Feier in Weimar

nebst zugehörigen Aufsätzen

von

Bernhard Suphan.

Weimar

Hermann Böhlau

1895.

Weimar. — Hof-Buchdruckerei.

Ihrer Hoheit

der

Frau Herzogin Johann Albrecht

von Mecklenburg-Schwerin,

Herzogin Elisabeth von Sachsen

zugeeignet.

Inhalt.

	Seite
Vorbericht	7
Hans Sachs. Von C. M. W.	13
Hans Sachs. Fortsetzung	18
Hans Sachs, Humanitätszeit und Gegenwart.	
Vortrag zur Weimarer Hans Sachs-Feier	27
Schlußverse bei Wiederholung des Vortrags in Jena	58
Die Hans Sachs-Ausstellung zu Weimar. Von C. Ruland	59

Dies Büchlein bedarf, so klein es auch ist, eines etwas umständlichen Vorberichts.

Während das Weimarer Hoftheater sich zu seiner stattlichen dreitägigen Feier von Hans Sachsens 400. Geburtstage rüstete, waren die in Weimar ansässigen Mitglieder des Vorstandes und Ausschusses der Goethe-Gesellschaft auch ihrerseits schlüssig, durch ein entsprechendes Lebenszeichen den Lebenstag des Dichters zu begehen, den Goethe hier einst so hoch geehrt hatte. Wir warteten, weil wir auf die gnädige Theilnahme unserer Höchsten Herrschaften hoffen durften, die Heimkehr Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs aus Italien ab und wählten, nachdem dieselbe erfolgt, den 11. November — als ersten Sonntag nach dem Geburtstage — zu einer Nachfeier.

Neben den Vorbereitungen dazu wurde ein zwiefaches litterarisches Vorspiel veranstaltet. In der Weimarer Zeitung vom 27. October ließ ich den guten **C. M. W.** als alt-neuen fröhlichen Persifant und Prologus auftreten, dem ich mich dann am 28. eiusdem anschloß. Mit meinen jungen Freunden am Goethe- und Schiller-Archiv aber, Julius Wahle, Albert Leitzmann und Ferdinand Heitmüller, stellte ich die kleine Festschrift „Hans Sachs in Weimar“ zusammen, die mit gutem Rechte den Jubilar als den Unsrigen ansprach, indem

sie urkundlich darlegte, er sei „mit Allem, was wir schätzen, eng verwandt“.

Die Feier vom 11. November, durch das Erscheinen unseres Fürstenpaares hoch geehrt, bestand aus Rede-Actus und Ausstellung. Der Vorstand des hiesigen Wilhelm-Ernst-Gymnasiums, Hofrath Dr. Weniger, hatte den Haupt- und Nebensaal seiner Anstalt bereitwillig dazu eingeräumt. Und dem kunstverständigen Leiter des Schülerchors, Dr. Eduard Scheidemantel, ist es zu danken, daß der Feier ein musikalischer Charakter gegeben werden konnte, wie es sich zu Ehren des „Meisters der Meistersänger“ wohl gebührte. So hatte ich meinen Vortrag selbst auch auf eine musikalische Wirkung gerichtet, die sich durch Worte kaum wiedergeben läßt. Der Chor „Wacht auf! es nahent gen dem Tag“ aus Richard Wagners Meistersingern (der Eingang des Gedichts „Die Wittembergisch Nachtigall“) eröffnete den Actus, ein trauliches thüringisches Heimathlied machte den Beschluß. Ich spreche hier allen Betheiligten im Namen des geschäftsführenden Ausschusses der Goethe-Gesellschaft für ihre Beihülfe und Mitwirkung den aufrichtigsten Dank aus.

Auf meinen Vortrag lasse ich den Bericht über unsere Hans-Sachs-Ausstellung folgen, den Carl Ruland in der Weimarischen Zeitung veröffentlicht, und mir nun freundwillig zur Verfügung gestellt hat. Denn dieser Bericht gehört hierher. Ein Gedanke lag ja allen unsern Kundgebungen zu Grunde: er ist in dem Titel dieses Büchleins, dem Thema meines Vortrags, zusammengefaßt: „Hans Sachs, Humanitätszeit und Gegenwart“. In diesem Sinne habe ich dann

den letzteren am 12. December gern wiederholt, als ich von dem Comité der „Rosen“-Vorträge in Jena dazu eingeladen war, in der akademischen Schwesterstadt ihn noch ein Mal zu halten, und — da auch an dieser Stätte ein Jubiläum zu bedenken war — ihm eine fröhliche Schluß-Parabase angefügt.

Diesem Vorwort aber möchte ich ein Hans-Sachsisches Wort zum Geleit geben. Ein Wort, das Friedrich Justin Bertuch, der Freund Wielands und Goethes, unter seine „Proben aus des alten teutschen Meistersängers Hans Sachsens Werken“, 1778, aufzunehmen für gut hielt, im Anbruch des sogenannten goldenen Zeitalters unsrer Litteratur. Das Hauptstück nämlich des Gedichts „Klagred der neun Muse (Musae) oder Künst über gantz Teutschland“. Hans Sachs hat in einem seiner Gedichte den getreuen Eckart eingeführt, wie er dem wilden Heere voranzieht und alle Leute warnt, sich nicht in die Gewalt der Unholden zu geben. Er selbst ist seinen Mitbürgern ein getreuer Eckart gewesen. Er mag es auch uns und künftigen Geschlechtern sein. So in der angeführten Klagrede.

Der Dichter hat sich an einem kalten Wintertage beim Pirschen im Walde verirrt. Ihm begegnen neun fremde Frauen, vornehmer Erscheinung, aber entstellt und in zerrissenen Gewanden. Es sind die neun Musen. Sie klagen bitterlich darüber, daß sie verkannt und verachtet seien. Auf seinen Anruf antwortet ihm „ein weiblich Bild: Wir kommen her aus teutschem Land, da wir nun lang gedienet hand. — Mit Weynen sie durchbrach und sagt“:

Sie sprach: Viel Zeit thet wir verzehrn,
Im Teutschland, doch ehrlich[1]) gehalten
Anfenglich von jungen und alten,
Biß wir all Künst außgossen wol;
Der Glehrten schier all Winckel vol,
Der freyen Künstner uberal,
Sinnreicher Werckleut auch ohn Zal;
Der Bücher Summ ist auch nicht klein.
Nun sind all Künst worden gemein,
Und worden unwert und veracht.
Ich sprach: So merck ich wol, es macht,
Daß man an euch verfürwitzt[2]) hat.
Sie sprach: ja recht, noch eins auch gaht:
Daß man sucht Wollust, Gewalt vnd Pracht;
Was darzu fördert, hat man acht.
Ich sprach: Was fürdert dann darzu?
Sie sprach: Das Gelt! ach merck doch du,
Wie Wucher und Betriegerey
So unverschämbt in Teutschland sey!
Wer Geld hat, der hat was er will;
Derhalb so gilt die Kunst nicht viel,
Daß unser forthin niemandt gert.
Ich sprach zu ihn[3]): Ihr seyt noch werth
Bey manchem vernünfftigen Mann.
Sie sprach: Dasselbig ist nit an.[4])
Verstendig Leut die haben wir noch,
Die uns halten ehrlich und hoch;
Ihr aber ist leyder zu wenig
Gegen den grossen thörichten Menig[5]);
Die werden auch sampt uns veracht,
Als Fanthasten verspott, verlacht,

---

[1]) in Ehren [2]) sich übersättigt hat; blasirt ist. [3]) ihnen [4]) „ist nicht ohne" — wie in der heutigen Sprache. [5]) die . . Menge.



Können sich Hungers kaum erwehrn,
Weil man sie thut sampt uns unehrn,
Und doch allein Lob, Ehr vnd Preiß
Der Kunst, ist ihr eynige Speiß.
So müßn wir neun wol Hungers sterbn
Mit dem törichten Volck verderbn.
Darumb wöll wir raumen Teutschland,
Lassen kunstloß und ohn Verstand,
Und wider in Griechen[1]) mit Ehrn
Zu unserm Berg Pernaso kehrn,
Zu unserm Gott Apollini
Und unsrer Göttin Palladi,
Da wir vor etlich hundert Jarn
In hoher Ehr gehalten warn.
Nun kehr wir an die ersten Statt![2])
Nach uns wirst finden kein Fußpfadt[3]);
In kurtzer Zeit schau eben auff!
In dem sie auch mit gschwindem Lauff,
Die adelichen Göttin stoltz
Entsprungen vor mir in das Holtz,
Liessen mich eynig halten do.

Der Beschluß.

Ich ritt für mich, gedacht also:
Fürwar die Kunst ist je unwert.
Zu lernen schir niemand begert,
Sondern in Wollust ersoffen ist[4]);
Deß[5]) ist Kunst unwert alle Frist.

---

[1]) nach Griechenland. [2]) kehren wir an unsre erste Wohnstätte zurück. [3]) du wirst keinen Pfad finden, der zu uns führt. [4]) in Sinnengenuß versunken und verkommen, und deshalb für jedes edlere geistige Vergnügen verloren. [5]) Daher, deshalb.

Doch ist ir niemandt Feind (spricht man)
Denn wer grob ist und ihr nit kan![1])
Auch sagt uns ein alt Sprichwort sunst:
Man trag nit schwer an guter Kunst.
Darinn, wer Lust hat, blüh und wachs
Und seelig werd! das wünscht Hans Sachs.

Anno Salutis 1538 am 16. Tag Augusti.

Weimar, am 14. December 1894.

Bernhard Suphan.

[1]) ungebildet ist und nichts von ihr versteht. Artem non odit nisi ignarus — der Spruch steht auch in goldenen Lettern an einem Giebelfelde des Neuen Museums zu Berlin.

Hans Sachs.

Von

C. M. W.

(Weimar. Zeitung, Sonnabend, den 27. October 1894.)

Die Stadt Nürnberg hatte das Glück, im Beginn des 16. Jahrhunderts drei Männer zu den Ihren zu zählen, denen keine andre Stadt in Deutschland ein Triumvirat von gleicher Vortrefflichkeit entgegenstellen konnte: Albrecht Dürer, den Maler, geboren 1471, Wilibald Pirkheimer, den edlen Humanisten und Rathsherrn, geboren 1470, und Hans Sachs, den „teutschen Poeten", geboren am 5. November 1494. Die Eltern des letzteren waren schlichte Bürgersleute, er hatte ihnen aber einen dauerhaft und glücklich organisirten Körper, einen hellen Kopf, ein an allem theilnehmendes und doch immer fröhliches Herz und eine gute Erziehung zu danken. Wenn jemals ein Mensch zum Dichter geboren worden ist, so war es Hans Sachs. Die „holdselige" Meistersängerkunst, die zu seiner Zeit in Nürnberg und in den andern vornehmsten Reichsstädten noch in großen und verdienten Ehren war, gab die erste Gelegenheit zur Entwicklung des Dichtergeistes, den die Natur so reichlich über ihn ausgegossen hatte. Zu eben der Zeit, als er nach Abschluß seines Schulkursus das Schuhmacherhandwerk erlernte, empfing er den ersten Unterricht in

der Kunst des Meistergesangs von Leonhard Nunnenbeck, dessen er in einem seiner Gedichte dankbare Erwähnung thut, ohne sich, wie es scheint, nur bewußt zu sein, wie unendlich er seinen Meister übertraf.

Von seinem 17. Jahre an durchwanderte er fünf Jahre lang (1511—1516) auf seiner Profession einen großen Theil Deutschlands [1]), mit jener heitern, theilnehmenden Seele, die alle Gegenstände der Natur wie ein reiner Spiegel auffaßt, um sie getreulich, unverschönert und unverstellt, wieder zurückzuwerfen. Auf dieser Wanderschaft sammelte er sich einen Theil des reichen Schatzes von anschaulicher Erkenntniß und wahren Bildern des menschlichen Lebens, über den ein unbefangener Leser in seinen Werken erstaunen muß. Überall befliß er sich, neben dem Betrieb seines Handwerks, seinen Wissenstrieb zu befriedigen, und sich im Meistergesang, seiner Lieblingsleidenschaft, zu üben. „Überall“ — ich entlehne die Worte seinem ersten Biographen, dem wackeren Altenburger Professor Salomon Ranisch [2]) — „half er entweder die Singschule verwalten, oder sang den geübtern Meistern ein neu Lied zur Beurtheilung vor.“ Diese glückliche Liebe zur Dichtkunst hielt bei ihm aller äußern Reizung zu den gewöhnlichen Leidenschaften der Jugend das Übergewicht, und „noch im hohen Alter erinnerte er sich mit Freuden, daß er aus herzlicher Liebe zu seiner Wissenschaft sich des Spiels, des Trunks und der Buhlerei entschlagen, hingegen in der Übung seines

---

[1]) Er nennt als Stationen Regensburg und Passau, Braunau am Inn u. a., dann (1513) Wels, Hall (Reichenhall) und Salzburg. In München verweilte er ein ganzes Jahr (1514), dann ist er in Landshut, Würzburg und Frankfurt a. M. gewesen (1516), zuletzt in Koblenz, Köln und Aachen.

[2]) „Historisch-kritische Lebensbeschreibung,“ Altenburg 1765. „Eine für jene Zeit vorzügliche Schrift“ nennt sie Ernst Mummenhoff, der Verfasser der durchaus erfreulichen Nürnberger Jubiläumsschrift „Hans Sachs 1494/1894“.

Nebenwerks sein einziges Vergnügen und den unschuldigsten Zeitvertreib gefunden habe."

Im Jahre 1519 ließ er sich zu Nürnberg als Bürger und Schuhmacher häuslich nieder und verheirathete sich mit Kunigunde Creutzerin. Sie ist der Gegenstand eines innig empfundenen, herrlichen Gedichts, „Der Liebe Zank", eines „Liebesgedichts", das um so merkwürdiger ist, weil er es erst im fünfundzwanzigsten Jahre seines Ehestandes gedichtet hat. Er lebte mit dieser Frau über vierzig Jahre in der Ehe, der zwei Söhne und vier Töchter entsprossen, überlebte aber seine ganze Nachkommenschaft außer vier Enkeln von seiner ältesten Tochter. Er war 66 Jahre alt, als er diese Gespielin seiner Jugend und Gefährtin seines Lebens durch den Tod verlor. Er betrauert sie herzlich in dem „Wunderlichen Traum von seiner lieben Gemahel Kunigunde Sächsin", nahm sich aber ein Jahr und fünf Monate darauf eine andere „Ehegehilfin", Barbara Harscherin, mit der er den Rest seines Lebens bis ins Jahr 1576 nicht weniger glücklich, wie es scheint, zugebracht hat.

Seinem Handwerk lag er bis in sein hohes Alter ob. Er scheint ein geschickter und unter seines gleichen ansehnlicher Schuhmacher gewesen zu sein und immer sein gutes Auskommen gehabt zu haben. Die Spuren davon findet man häufig in seinen Werken; denn überall leuchtet eine neidenswerthe Behaglichkeit hervor, die zwar hauptsächlich eine Frucht seiner glücklichen Gemüthsart, seines immer heitern Kopfes, immer gelassenen Sinns und immer liebevollen Herzens war, aber gleichwohl mit armseligen Umständen und Mangel an den Bequemlichkeiten des Lebens nicht wohl bestehen kann.

Er genoß diese so ungewöhnlich glückliche Existenz, ohne daß die natürliche Altersschwachheit seine Leibes- und Seelenkräfte unbrauchbar gemacht hätte, bis in sein achtundsiebzig-

stes Jahr. Nach dieser Zeit aber erfolgte ein immer merklicheres Ermatten und eine Abstumpfung der Sinne, die ihn endlich in eine Art von Kindheit zurück versetzte, einen Zustand, den sein Schüler Adam Puschmann in einem Lobgedichte auf den geliebten Meister also beschreibt:

In dem Saal stund unecket [1])
bedecket
ein Tisch mit Seiden grüne;
An selben saß
ein alt Mann, was
Grau und weiß, wie ein Daub [2]) dermaß,
der hett ein'n großen Bart fürbaß;
in ein'm schönen großen Buch las
mit Gold beschlagen schön.

Das lag auf ein'm Pult eben
vor ihm auf dem Tisch sein,
und an Bancken [3]) darneben
viel großer Bücher fein;
die alle wohl beschlagen
da lagen,
die der alt Herr ansah.

Wer zu dem alten Herren
kam in den schönen Saal
Und ihn grüsset von ferren,
den sah er an bismal,
Sagt nichts, sondern thut neigen
Mit Schweigen
Gegen ihm sein Haupt schwach,

---

[1]) rund. [2]) eine Taube. [3]) d. h. „auf Bänken", wie es in der alten Sprache hieß „an einem Bette liegen", und „an den Büchern lesen" statt „in Büchern", „im Bette".

dann[1]) sein Red und
Gehör begunt
Ihm abgehen, auch Sinnesgrund.
Als ich nun da in dem Saal stund
Und sein alt lieblich Gesicht rund
anschauet u. s. w.

[1]) denn.

Hans Sachs.

Fortsetzung.

(Sonntag, den 28. October 1894.)

„Guter, glücklicher alter Mann! Nimm diese Thräne der Liebe, die mir, indem ich dies abschreibe, über die Wange rollt!" — —

Guter alter Wieland, diese deine Thräne ist aber verrätherisch! Wir schrieben, hätte dich hier nicht die Rührung übermannt, wohl getrost deinen Beitrag noch eine Strecke weiter ab. Nun aber ist's die höchste Zeit, mit einem Geständniß herauszurücken.

Das Feuilleton unsrer Sonnabend-Nummer, gezeichnet **C. M. W.**, ist nicht von gestern oder ehegestern. Es hat einen recht berühmten Verfasser. Es ist dem Einsender direct „aus Elysium" übermittelt, durch keinen geringeren als den Götterboten Mercurius. Prosaisch geredet, es sind nun einhundertundachtzehn Jahr und ein halbes darüber vergangen, seit es in Weimar zum ersten Male erschienen ist, im — Aprilheft des „Teutschen Merkur". Und Christoph Martin Wieland, der Herausgeber der in „Teutschland" so berühmten Weimarer Monatsschrift, hat es selber geschrieben.

Guter alter Wieland, du wirst uns doch nicht wegen Plagiats, begangen an deiner Zeitschrift, anklagen? Giebt es bei euch da oben (oder da unten) ein Gesetz zum Schutze geistigen Eigenthums, so gleicht es an Weisheit gewiß dem unsrigen, das es jedem litterarischen Nadowessier gestattet, „mit dem Anstand den er hatte" (ehe er es that) Texte deutscher

Klassiker — und wären sie noch so mühsam zuvor von einem redlichen Manne hergestellt, gereinigt und „gesichert" — nachzudrucken, frei und frank und ohne Dank. Es kommt bei uns, auf diesem Felde, nur darauf an, daß einer, wie zur Winterszeit auf der „Schlidderbahn" die flinken Jungen, den Muth und den Mund hat zu schreien: „Bahn frei! Aus!!" dann geht alles glatt ab. Und so würdest du, glaube es mir, kostenfällig abgewiesen mit deiner Klage beim elysischen Amtsgericht — Vorsitzender: Herr Minos, Beisitzer: die Herren Äakus und Rhadamantys — denn du bist (das kannst du nicht läugnen) noch immer ein deutscher Klassiker.[1]) Gilt aber bei euch das Strafgesetzbuch der „Humanität", auf die ihr so große Stücke hieltet, so beziehe ich mich auf den werthen Paragraphen, der da besagt, daß uns mit dem Maße, mit dem wir messen, wieder gemessen werden soll, und auf den Vermerk an der Spitze meines Artikels: „Nachdruck nicht versagt."[2]) Und so müßtest du wiederum abgewiesen werden.

Er wird doch nicht klagen, der gute Alte, wenn ihm die Weimarische Zeitung, Nr. 252, zukommt, sondern, hoffen wir, wohlgefällig mit seinem großen Kopfe dazu nicken, daß man

---

[1]) Auch vor hundert Jahren war der Nachdruck eine Plage, gegen welche rechtschaffene Männer sich mit Entrüstung machtlos sahen. Friedrich Justin Bertuch, hier in Weimar wohl bekannt, schließt die Ankündigung seiner kritischen Ausgabe von Hans Sachsens Werken im „Teutschen Merkur" 1778 mit den Worten:

„Und nun noch ein Wörtchen an euch, Piraten Teutschlandes, sonst Nachdrucker genannt. Hier ist wieder ein Werklein von 21 Alphabeten (d. h. 21 × 24 Bogen), auf das ihr Jagd machen könnet, wenn's euch beliebt. Ich geb's euch freiwillig Preis. Tastet's an, wenn ihr könnet; denn ich verschanze es mit keiner einzigen allerhöchsten und allergnädigsten Freyheit oder Privilegio. Weimar am 1sten May 1778."

Warum verschanzte sich der wackere Bertuch nicht? Weil es doch nichts geholfen hätte. Es ist heute nicht anders.

[2]) Beim Abdruck hier ist dieser Vermerk weggelassen worden — um Irrthümer zu vermeiden.

in seinem lieben Weimar noch etwas von ihm wissen will, und daß er doch noch nicht ganz zum alten Eisen ist geworfen worden. Ja, vielleicht rollt ihm, für Freuden, noch einmal eine Thräne über die Wange.

Es war eine thränenselige Zeit, die gute alte Zeit. Die heutige, wenn wir einem ihrer Lieblingspoeten glauben, ist mehr „feuchtfröhlich", jene war mehr feucht-traurig; das ist der ganze Unterschied. Zwar sollen auch auf die rechte Feuchtfröhlichkeit manchmal sehr thränenwerthe Stunden folgen. Aber über Dinge, wie sie den alten Wieland angriffen, weinen wir nicht mehr, auch wenn sie uns sehr schön auf dem Theater vorgespielt werden. Auch ereifern wir uns nicht mehr über alles, wobei den Menschen jenes Zeitalters das Herz klopfte. So ganz, wie ihn „Merkur" uns brachte, konnten wir deshalb auch schon am Sonnabend den Beitrag unsres berühmten Mitarbeiters nicht abdrucken. Zum Exempel, da hatte er zu der Nachricht, Hans Sachsens Eltern seien „arme gemeine Bürgersleute" gewesen (sie waren in der That nicht so unbegütert), hätten aber ihrem Sohne das Beste mitgegeben, nämlich eine gesunde Seele im gesunden Leibe, ein Zusätzchen gemacht: „Was hätten ihm vierundsechzig Ahnen bessers geben können?" Er hat sich sittlich entrüstet, oder vielmehr gerüstet bei dem Gedanken: es könne einer seinen Hans wegen der geringen Abkunft verachten. Damals lag das nicht so fern. Dem Standesvorurtheil setzte sich zuerst wieder das bürgerliche Selbstbewußtsein, und dazu — am Hofe Anna Amalias und Carl Augusts — der Stolz der Ritter vom Geiste entgegen. Es war zu jener Zeit oder wenig später, daß man in der Hofgesellschaft sich Goethes spöttlich kecke Verse zeigte (die erst viel später im Wilhelm Meister zu Tage kamen):

Mich armen Teufel, Herr Baron,
Beneiden Sie, so wie es scheint,
Weil die Natur vom Knaben schon
Mit mir es mütterlich gemeynt.

Ich ward mit leichter Müh und Kopf
Zwar arm, doch nicht ein armer Tropf.

Nun dächt' ich, lieber Herr Baron,
Wir ließen's beide, wie wir sind:
Sie blieben des Herrn Vaters Sohn,
Und ich blieb' meiner Mutter Kind.
Wir leben ohne Neid und Haß
Begehren nicht des andern Titel,
Sie keinen Platz auf dem Parnaß,
Und keinen ich auf dem Capitel.

Dergleichen „Piks" (so nannte man die spitzen Bemerkungen im Hofkreise) waren damals erklärlich. Heute wären sie nicht mehr am Orte, denn kein Vernünftiger denkt an solche Prätensionen. Einem Publizisten unserer Tage käme es viel eher in den Sinn, die Nachricht, daß es der „teutsche Poet" nicht weiter auf der gelehrten Schule als etwa bis Tertia gebracht, mit einem animosen „Was hätte ihm auch . . ." zu begleiten.

Und auch ein Witzchen, wie es die gute alte Zeit gern hörte, so ein klein frivoles Zöpfchen, mußte still abgeschnitten werden, wenn es uns nicht verrathen sollte. „Er betrauert sie herzlich" (die gute Kunigund Kreuzer, nachdem sie nach 40jähriger Ehe gestorben war, sagt Wieland wörtlich), „legte sich aber dennoch vier Monate drauf eine andre Ehegehülfin, Barbara Harscherin, zu" . . . Da hat er nun gewiß verschmitzt gelächelt, der Schalk, als er das schrieb, und mancher Leser des „Merkur" desgleichen, über den alten guten ehehülfsbedürftigen Dichter. Aber hier hat er sich wahrlich auf Kosten seines Gefeierten etwas zu gute gethan, und weil ihm der Fall so sehr gefiel, ein ganzes Jahr — das ihm Professor Ranisch ganz richtig angab — unterschlagen, und fast noch einen Trauermonat dazu. Nur so ließ sich die kleine équivoque anbringen — die doch, auch wenn's mit den fünf Monaten sein Bewenden gehabt, nicht wohl angebracht gewesen wäre.

Denn zu Hans Sachsens Zeiten war ein kurzer Wittwer- und Wittwenstand und die Wiederverheirathung auch bei vorgerückten Jahren im Handwerk das Übliche. Der deutsche Bürgersmann ist und war (auch zu Wielands Zeiten) nicht sentimental, sondern praktisch in diesem Punkte: zur Erhaltung des Hauswesens und Gewerks, zur Aufsicht über Gesellen und Gesinde bedurfte der ehrsame Meister einer Meisterin, und so auch umgekehrt. Hans Sachs hat also die Trauerzeit um seine „liebe Gemahel“ nicht bloß ausgehalten, sondern (und nur ein wohlgeordneter Besitz und Hausstaud erlaubte das) überdauert. Ein Kenner der Zeit und des Sachverhalts hätte, statt des Witzchens, Raum für eine gar zarte Nachrede gefunden.

Doch genug nun von dem Unterschiede der Zeiten. Von Wieland zu Hans Sachs zurück ist die Entfernung in Denkungsart und Sprache größer, als von Wieland zur Gegenwart; aber auch sie ist jetzt schon sehr fühlbar.

Und nun lassen wir unsern Klassiker sein Elogium vollenden; es ist im weiteren nichts mehr an seinen Sätzen geändert, und nur einige Zeilen von geringerem Belang haben wir ausgelassen.

„Guter, glücklicher alter Mann! Nimm diese Thräne der Liebe, die mir, indem ich dies abschreibe, über die Wange rollt! — der Liebe, und auch der Freude, daß die Natur so gerecht gegen Dich war, und Dich den Freudenbecher, den sie Dir voll eingeschenkt hatte, so rein bis auf den letzten Tropfen ausschlürfen ließ! Wer hätte je verdient glücklich zu seyn, wenn Du nicht?

Auch seine Zeitgenossen waren gerecht gegen ihn; und ob Gott will, soll es künftig auch die bessere Nachwelt seyn. Denn es ist lang genung, daß Teutschland seinen Dichter, und wir andern alle unsern Meister verkannt haben! Seine

alte, rohe, aber warme und kräftige Sprache, das Ungefeilte seiner Verse und Reime, seine holzschnittmäßige Dürerische Manier, und was ihm sonst aus seiner Zeit Fehlerhaftes anklebte, soll uns nicht länger verhindern, den Geist, das Herz, die in allen seinen Werken leben und weben, zu fühlen, zu erkennen und zu lieben! ....

Da in dem glücklichen Geist unseres lieben Meisters alles was er sah, hörte und las, zum Gedicht wurde; da er früh zu dichten anfieng, und erst im 78sten Jahre seines Lebens aufhörte; am Dichten seine größte Freude hatte; sich Beyfall, Ehre und Ruhm dadurch erwarb; und, was bey einem so biederherzigen Manne nothwendig ein groser Antrieb seyn mußte, da er würklich zu seiner Zeit vielen Nutzen mit seinen Werken stiftete: so ist kein Wunder, daß er alle andern teutschen Dichter an Menge und Mannichfaltigkeit von Compositionen, so wie die Meisten bis auf diesen Tag an innerem Werth derselben, übertroffen hat.

Von diesen seinen Werken hat man nur zwey vollständige Ausgaben, eine in Folio, von Joachim Lochner zu Nürnberg verlegt in fünf Bänden, welche von 1570 bis 79 nach und nach herauskamen ... und die andere in fünf Theilen, in Quarto von Johann Krüger in Augsburg verlegt, wovon der erste Theil im Jahr 1612 und der letzte im Jahr 1616 erschien.

Von andern Auflagen ist mir nichts bekannt; aber allgemein bekannt ist, daß Hans Sachsens Werke dermalen unter die raren Bücher gehören. Diese ihre Seltenheit ist wohl die eigentliche Ursache, warum er, der popularste unter allen Dichtern, die vielleicht jemals gelebt haben, nach und nach seiner Nation, deren Voreltern er einst so lieb und werth war, so gleichgültig und so unbekannt geworden. Es wäre Schande für Teutschland, wenn diesem Mangel nicht abgeholfen würde; und ich müßte mich sehr betrügen, wenn mein Vorsatz, eine neue Ausgabe der auserlesensten

Stücke unsers Dichters, in einem oder zween Octavbänden zu veranstalten, nicht den meisten unsrer Leser, und wahrscheinlicher Weise allen Teutschen, die Gedrucktes lesen können, sehr willkommen seyn sollte. Ich behalte mir vor, von diesem Vorhaben in einem der nächsten Stücke des Merkurs ausführlicher zu sprechen; und ersuche inzwischen sowohl die Vorsteher der öffentlichen Bibliotheken, in welchen sich Handschriften von Hans Sachsens noch ungedruckten Gedichten befinden, als die Gelehrten, so dergleichen eigenthümlich besitzen, sich darüber mit mir in Correspondenz zu setzen, und dazu behülflich zu seyn, daß die in solchen Handschriften vielleicht noch verborgen liegenden vorzüglich guten Stücke dem Publico nicht vorenthalten bleiben mögen."

Wie kunstvoll und gewählt! Wie schön sind die Curven, in denen der Alte, einem geübten Läufer gleich, sich um seinen Gegenstand bewegt. Und wie wenig will es dagegen besagen, daß wir ihm eins und das andere am Zeuge geflickt, ihm ein und das andere graue Härchen ausgezogen haben. Guter alter Wieland, du hast es ganz brav gemacht!

Und so wird Er nun wohl mit uns ausgesöhnt sein. Auch der geneigte Leser, hoffen wir, wird uns nicht grollen, wenn wir mit dem Aprilheft-Scherz im October ihn etwas aufs Glatteis gelockt haben. Auch „unser theurer Meister hie", wie Goethe sagt, hat es ja geliebt, „sein' Sach schwankweis fürzutragen"; ja Goethe selbst, indem er seiner gedenkt, ist von seiner Schalkheit angesteckt worden. Als er jenen kräftigen poetischen „Patentbrief" für den vergessenen und verkannten Dichter ausstellte, der mit Wielands Aufsatz zusammen in die Welt ging, wählte er dafür die Überschrift „Erklärung eines alten Holzschnittes, vorstellend Hans Sachsens poetische Sendung". Es hat schon mancher nach besagtem alten Holzschnitte geforscht, besonders in diesen Tagen: er gäbe ja

eine so schöne Illustration zu einem Vortrag des Gedichts! Gefunden aber hat ihn keiner — und es wird ihn keiner finden; denn er hat nur in des Dichters Atelier gehangen, oder sagen wir geradezu: in seinem Oberstübchen, hinter seiner Stirn. So hat Goethe sich offenbar einen Scherz erlaubt in einer Sache, die ihm ein heiliger Ernst war. Warum auch nicht? Ernst ist das Leben, heiter die Kunst.

Hans Sachs

Humanitätszeit und Gegenwart.

Vortrag

am 11. November 1894

gehalten

in der Aula des Wilhelm-Ernst-Gymnasiums

zu Weimar.

Königliche Hoheiten,
Hochgeehrte Versammlung,

Sie kennen das Märchen, das uns in jüngster Zeit, geschmückt mit allem Reize der Töne und der dichterischen Sprache, auf der Bühne zugeführt wurde. Hänsel und Gretel. Wie in diesem Märchen, so ist es ergangen in der Geschichte unsrer Dichtung. Es sind Zeiten gekommen, in denen sie grau wurde und zu einer süßlichen Alten, zur Knusperhexe eintrocknete. Frische Naturkinder verirrten sich in ihrem Revier: verwundert stehen sie vor dem Lebkuchen-Häuschen, das so winkelrecht und gerade gebaut und so schön mit allerlei süßem Zierat ausgeputzt ist. Die verzuckerte Kost will ihnen anfangs gar herrlich behagen. Aber wie sie sich's eben recht munden lassen, läßt sich von drinnen eine widerwärtige dünne Stimme vernehmen, und die Alte kommt heraus gehinkt; sie sperrt das Hänsel in den Kegelkäfig, und sie zwingt das Gretel, ihr als Magd zu dienen. Allein die Kinder stehen in höherer Hut, und vierzehn Engel wachen des Nachts über ihnen. Bei Tage aber wissen sie sich auch selbst schon zu wahren und zu hüten, denn sie sind helle, kluge Kinder. So passen sie ihre Zeit richtig ab und schieben die Hexe in den Ofen, den sie ihnen geheizt hat. Da brennt sie nun lichterloh, mit all ihrer trocknen, dürren Herrlichkeit. Und nun die Kinder selbst frei sind, befreien sie auch alle, die unter dem bösen Zauber erstarrt waren: die thun die Augen auf und regen sich in

fröhlichem Gewimmel. Und ein neues, frisches Leben ists, das da auf einmal begonnen hat.

Sie fragen mich: Was will dein Märchen-Rätsel bedeuten? Dies ist die Lösung: Die Alte, die heißt je nach den Zeiten Meistersingerei, Pegnitz-Schäferei, Anakreontik, Roccoco- oder gelehrte Poesie. Die Kinder aber? So ein Hänsel ist Johann Wolfgang gewesen, geboren am 28. August 1749 zu Frankfurt am Main, Deutschlands größter Dichter. Als er schon ein großer und berühmter Hans war, hat ihn seine Mutter noch immer zärtlich ihren Hätschelhans genannt. Solch ein Hänsel aber ist auch Nürnbergs Hans, dessen Name dieser Tage auf allen Straßen genannt und auf allen Bühnen gesungen ward, und dessen vierhundertsten Geburtstag man aller Orten in Deutschland gefeiert hat, besonders hoch und glänzend aber in der Stadt seiner Geburt, Nürnberg, und hier in Weimar, in der Stadt seiner Wiedergeburt.

Und Gretel? Das ist wohl das Märchen selber.[1]) Das deutsche Hausmärchen und nicht minder auch das deutsche Volkslied. Dies geht mit ihnen in den Wald, bleibt ihnen zur Seite im Träumen und im Wachen, ist mit ihnen verschwistert, ihr Leben lang, im Singen und im Sagen. Wo in ihrer Dichtung auch Gretels unschuldige holde Stimme laut wird, da horchen wir freudiger auf, da spüren es Alle,

---

[1]) Hier wirkte beim gesprochenen Vortrage die Musik mit. Die Frage hatte ich, mit Anklang an das Liedchen „Ein Männlein steht im Walde“, das durch Humperdincks Oper jetzt auch viel großen Kindern wieder nahe gebracht ist, so gestellt:

Sagt, wer mag das Mägdlein sein,
Das da steht im Wald allein
Mit den wunderklaren Äugelein?

Leise ertönten, während ich diese Worte sprach, von Eduard Scheidemantel angeschlagen, die ersten Accorde, und dann fielen mit zarten hellen Stimmen die jüngsten Sänger ein und wiederholten entgegnend die drei Zeilen. Das klang so märchenhaft-traumhaft wie das erste Zwitschern und Flüstern der Waldvögel, „früh am Morgenstrahl“.

große Kinder und kleine Kinder: „die Kinder, sie hören es gerne.“

Ich habe versucht den Sinn anzudeuten, in dem wir hier von Hans Sachs reden dürfen und sollen. Nicht anders nämlich als in seiner Art, volksmäßig kindlich, und nicht anders dennoch, als in Verbindung mit Allem, was wir am höchsten schätzen, mit der Erinnerung an die Großen von Weimar; an den Einen zuerst, der ihn aus der Vergessenheit hervorgezogen und mit einem einzigen herrlichen Gedichte mehr für ihn gethan hat, als alle Lebensbeschreiber und alle Hans Sachs-Forscher für ihn je thun konnten und können — und auch mit dem Andern, der in einem kecken wohlgelungenen Wurf den Vers Hans Sachsens auf die klassische Bühne von Weimar rief und durch dessen Mund die deutsche Muse dort, „des Tanzes freie Göttin und Gesangs, ihr altes deutsches Recht, des Reimes Spiel,“ mit stiller Berufung auf Hans Sachs zurück forderte: ich meine das Geburtstagskind des zehnten November: Schiller und Wallensteins Lager — eine dichterische That, wie das Wallenstein-Drama im Ganzen, deren hundertjähriges Jubiläum in vier Jahren zu begehen das Weimarische Theater allen Grund haben wird.

Volksmäßig einfach ist zu reden von dem schlichten Volksmanne, dem bürgerlichen ungelehrten, vielmehr unstudierten Mitkämpfer Luthers. Wer könnte es ertragen, wenn hier zu seinem Geburtstage ein grundgelehrter Vortrag gehalten würde. „Mein Herr Magister lobesan, wir wollen das nicht weiter hören“, — das etwa würde manch Einer gewiß Dem zurufen, der heute seine schätzbaren Beobachtungen und neuesten Entdeckungen als Festkuchen zum Besten geben wollte. Und jedenfalls wäre unser vierhundertjähriger Jubilar von einem solchen Sermon nur mäßig erbaut. Ich aber für mein Theil wäre wahrhaftig auch mehr dafür, daß man den Herrn Magister samt seinem Buch ins Pfefferkuchenhäusel stecke oder in den Käfig und meinethalben auch in den Ofen. Wir wollen

Alle vom Leben, wir wollen Lebendiges hören, wissen und melden am Lebenstage unsres Hans Sachs, und denen, die es anders halten wollen, nichts in den Weg legen, wenn sie ihres Weges gehen. Denn es steht geschrieben: Lasset die Todten ihre Todten begraben! Die Schule aber, in der wir uns als Geburtstagsgäste versammelt haben, sie ist, wie jede rechte Schule, der Ort, wo das Todte aufersteht, wo eine sonst todte Wissenschaft sich durch Lehre in Leben und lebendiges Gefühl tagtäglich verwandelt.

Zu den großen und guten Männern seiner Nation sucht man in ein persönlich-lebendiges Verhältniß zu gelangen. So hat es Goethe gethan mit Hans Sachs. So geht es allen Deutschen mit ihm, wenn sie zum ersten Mal die Erzählung vom Schlaraffenland gelesen haben. „Eine Gegend heißt Schlauraffenland Den faulen Leuten wohl bekannt Das liegt drei Meil hinter Weihnachten“ — so etwas heimelt uns an; denn der Mensch ist von Natur, ich will mich sehr behutsam ausdrücken, mehr faul als fleißig. Erinnern wir uns solcher früh begonnenen, mit einer kindlichen Herzlichkeit fortgesetzten Verhältnisse, so giebt es manchmal eigene Geschichten. Schriebe man sie auf, so wären es schöne Beiträge zur Kenntniß der Geistes- und Gemüthsbildung. Ich könnte wohl die meinige mit Hans Sachs, bis ins Mannesalter hinein, erzählen, aber dazu ist diese Stunde, und selbst ein Stück davon, zu gut. Nur ein einzelnes Erlebniß also, oder eine Erfahrung, mit wenig Worten. Ich habe vor sieben Jahren, in dem köstlichen Sommer 87, dank dem guten Hans Sachs, wunderschöne Stunden gehabt in Oberhof. Wir saßen da gern an einem lauschigen, abendsonnigen Plätzchen — Freunde und Freundinnen aus Berlin, Meiningen, Weimar und Gotha — in unsrer Fichtenstube, sagten wir; und wenn wir genug geplaudert hatten, holte ich ein Hans Sachs-Bändchen vor und las. Da hätte, wer von ungefähr zuhörte, gar manches Mal ein herzliches, helles Lachen ver-

nehmen können. Die Lust zu fabuliren (Hans Sachs hatte sie wie Frau Aja's Hätschelhans) sie erweckt und steigert die Lust zu lauschen, zu hören, dem Fabulisten zu folgen. Ich entsinne mich noch, mit welcher Heiterkeit die Fabel „Der Zipperlein (das Podagra) und die Spinne" aufgenommen wurde.

Als ich spazieret auf ein tag
vor einem walt an grünem hag,
in dem erhört ich ein gespech,
jenseit des hages in der nech (Nähe);
ich schlich hinein, wolt on gefer
hören, wer jenseit hages wer.
Als ich gemachsam horcht darin,
da war es gar ein alte spinn
mit der redet der zipperlein.
Der sprach zu ir: gespiele mein,
wie zeuchst so ellent über felt?
tregst weder kleider oder gelt.
Die spinn sprach: da trib man mich aus
aus eines reichen burgers haus,
darin ich lenger kunt nicht bleiben.
Zipperlein sprach: wer tet dich vertreiben?

Sie sind beide übel angekommen, die armen Schelme: die Spinne bei dem Reichen, und das Zipperlein bei einem Bauern: denn der pflügt und ackert so stramm, und zur Abwechslung drischt er sein Getreide so fleißig, daß ihm das Podagra gar nicht hat beikommen können. Nun aber, beim Austausch ihrer wehleidigen Erfahrungen kommt ihnen der rettende Gedanke: sie wollen selber tauschen: Spinne zum Bauer, Zipperlein zu dem Reichen. Gesagt, gethan. „Der zipperlein zu den statmauren, der fuß für fuß gar langsam ging." Wie Hans Sachs das sieht, da läuft er was er laufen kann, „in die stat, die burger zu warnen vor des argen zipperleins garnen. Es wird heint auf den abent kommen und zu gast werden aufgenommen . . .

Derhalb so fliech, wer fliehen mag
Daß der zipperlein auf den tag
Nicht bei im einker' und aufwachs
Durch überfluß, das ret (räth) Hans Sachs.

Könnte ich Ihnen doch die beiden Landstreicher so recht lebhaft vorstellen am grünen Hag, in ihrer ganzen Fadenscheinigkeit und Fadenbeinigkeit, und den Dichter dazu, wie er ihr wisperndes Raisonnieren und Klagen listig belauscht und dann auch lange Beine macht und läuft, und läuft — Sie würden ganz gewiß so herzlich lachen wie wir damals mit einander in der Fichtenstube.

Es waren heiter-andächtige Stunden, wohlthuend doppelt mir nach langer trüber Zeit. Was einem dumpfen Kopfe ein tüchtiges Niesen ist, das ist einem dumpfen Gemüth das erste Lachen, das mit urkräftigem Behagen hervorbricht; es wurde mir damals zu Theil, und, wie man in Österreich beim Niesen wünscht „Zur Genesung!" so kam es dort. Ich werde das dem guten alten Hans Sachs nicht vergessen. Und jedem Betrübten rathe ich dazu, ihn zum Gesellschafter zu nehmen: mit seinem harmlosen Spaßen und Plaudern und mit seinem treuherzigen „Das walt' Gott der Herre!" ist er ein Tröster, von dem mancher Trostprediger recht viel lernen könnte. Darum hat man ihm vielleicht auch das Kirchenlied „Warum betrübst du dich, mein Herz?" zugeschrieben, dies beliebte, in mehrere Sprachen, sogar ins Lateinische und Griechische übersetzte Lied, das aber Hans Sachsens Namen in unsern Gesangbüchern ohne alle Gewähr trägt, nachweislich vielmehr zuerst in niederdeutscher Fassung gesungen worden ist.

Es macht sich jedermann ein Bild von seinem Helden, seinem Dichter. Er macht es sich selbst, oder er hat keins. So hat damals in der „Fichtenstube" Hans Sachsens Bild in seiner ganzen väterlich tröstlichen Freundlichkeit vor mir gestanden. So habe ich ihn ins Herz geschlossen. Ich bin

kein Hans Sachs-Forscher, maße mir auch nicht an, ein Hans Sachs-Kenner zu sein. Was denn? Ein Liebhaber, und, wenn ich so sagen darf, ein Schmecker seines Wesens. So treibt es mich denn auch andern zu sagen: Schmecket, wie freundlich dieser Mann ist. Oder noch lieber: Schmecket und sehet, wie freundlich Gott uns Deutschen ist, daß er uns diesen lieben, frohsinnigen, handfertigen, beherzten Mann hat geben wollen, einen Handwerksmeister und Dichter, der Kopf und Herz und Hand auf dem rechten Fleck gehabt hat.

Auch Goethe hat, was ihn zu Hans Sachs zog, mit ihm zusammenhielt, stark und warm empfunden, und so aus innerem Drange heraus seinen Bund mit ihm errichtet.

Goethe und Hans Sachs, ich spreche diese Namen nicht zusammen aus, um eine regelrechte Vergleichung anzustellen — nein, allem was ich von ihnen sagen will, schicke ich voraus, daß im Leben wie im Dichten ein Unterschied zwischen ihnen ist, viel größer, als Goethe in seiner jugendlichen Hans Sachs-Begeisterung wahrgenommen hat; damals, als er in heiligem Zorne das Volk, das seinen Meister je verkannt, „in den Froschpfuhl" wünschte.[1]) Hans Sachs hat als Dichter sein Schurzfell und Arbeitswams nicht so vollkommen abgelegt, wie Goethe sich's damals bedünken ließ; und wenn der zuerst bösartig spöttisch gemeinte Reim

Hans Sachs war ein Schuh-
Macher und Poet dazu

[1]) Weshalb in den Froschpfuhl? Und welches Volk ist gemeint?
die Frösch [die] quacken in iren hulen (= Löchern)
bedeuten etlich hohe schulen,
die auch wider Lutherum pleren (plärren, lärmen)
und das on all geschrift beweren (= beweisen wollen)
heißt es im Gedicht: Die wittembergisch nachtigal Vers 541—544. Das Bild und Gleichnis, mit dem Hans Sachs die akademischen Pedanten unter Luthers Gegnern geißelt, war seinem Bewunderer und Jünger gut genug, um das anmaßliche „Geschmäckler-Pfaffenwesen" der Kritiker und Poetaster zu charakterisiren, die wider den Meister geplärrt hatten.

nichts weiter bedeuten sollte als, das Handwerksmäßige sei die Grundlage seines poetischen Schaffens und Wesens, so könnte man ihn heute schwerlich anfechten. Dennoch war das Gefühl, das Goethe zu Hans Sachs zog, wie zu einem Altvordern und Verwandten, berechtigt — dennoch bestehen Beziehungen, die es auch uns nahe legen, nach einem geistigen Stammbaum beider zu fragen. Einen Vorfahren nennt Goethe den Hans Sachs noch spät, in dem Prolog zu der Berliner Aufführung eines Dramas „Hans Sachs“ 1828. Und vierzig Jahre zuvor hatte er, in Rom weilend, angeordnet, an den Schluß der Gedichtsammlung, deren Herausgabe er vorbereitete, solle das Gedicht auf Hans Sachs gestellt werden; das könne, wenn sie ihn einmal, wie er sich's wünschte, in Rom bei der Pyramide des Cestius, d. h. auf dem deutschen Friedhofe, zur Ruhe brächten, seine „Personalien“ vertreten — gewissermaßen also eine Auskunft über seine Vorfahren, seine Heimath, seinen Beruf darbieten. Goethe hat wohl nicht daran gedacht, wie es allerdings selbst im Äußerlichen von Haus aus ziemlich ähnlich mit ihnen beiden bestellt war. Wie Hans Sachsens Vater Jorg, so war Goethes Großvater väterlicher Seits Friedrich Georg ein ehrsamer Schneidermeister; er war in Frankfurt eingewandert, wie Jorg Sachs in Nürnberg, und beide hatten in der neuen Heimath sich mit verwitweten Bürgerinnen verheirathet. Goethes Großvater stammte aus Artern in der Grafschaft Mansfeld, wo der Urgroßvater Hufschmied war; von Jorg Sachsens früherem Wohnort wissen wir nichts, aber mit seinem Namen selbst ist der untrügliche Erweis erbracht, daß die Vorfahren einmal auf sächsischem Boden gesessen haben, der uns — eben aus der Grafschaft Mansfeld — unsern Luther gegeben hat. Sodann: beide, Hans Sachs und Goethe, haben ein patriarchalisches Alter erreicht: Goethe ist im dreiundachtzigsten, Hans Sachs im zweiundachtzigsten Lebensjahre gestorben. Und beide haben bis in ihr höchstes Alter ihr Glück darin gefunden, zu sinnen und

zu dichten; beiden aber ist das Sinnen und Dichten nicht Geschäft und Beruf, sondern Erholung von der Pflicht des Tages gewesen. Gerade darin aber hat Goethe zumeist eine Gleichheit des Lebensloses erblickt — damals, als er „Hans Sachsens poetische Sendung" dichtete, und abermals dann, als er in der Muße seines römischen Aufenthaltes auf die von Geschäfts- und Amtsarbeit erfüllten ersten zehn Weimarer Jahre zurückblickte. Ja, es war ihm ergangen wie dem theuren Meister, auch er hatte nur in wenigen Feierstunden „seiner Göttin" dienen können, und die Ruhe hatte ihm dann immer neue Arbeit geboren. Später aber ist zwar das Maßverhältniß zwischen Geschäftsarbeit und freiem Schaffen bei ihm ein anderes geworden; aber Geschäfte, und zwar recht viel und vielerlei, hat Goethe alle Tage, außer etwa auf Reisen, gehabt — daneben auch, wie es sich gehörte, sein Haus bestellt. Der Dichter ist darüber nicht zu kurz gekommen. Nur der arbeitende Mensch lernt das Leben und die Menschen kennen, nicht der phantasirende, sentimental genießende Müßiggänger — und Leben und Menschheit das ist ja wohl der Stoff, der unter des Dichters Hand sich zum Kunstwerk gestaltet. Nur aus dem Gefühl einer steten Kraftleistung, aus dem Bewußtsein erfüllter Pflicht entspringt dem tüchtigen Menschen der wahre Freudegenuß, fließt ihm die Feiertagsstimmung, die auch zugleich die rechte fruchtbare, productive Stimmung ist. Die Seele athmet auf, nachdem sie die Bürde des Werktags abgelegt hat. So bei Hans Sachs, und so bei Goethe auch. Das Behagen in der Ruhe, „die neue Arbeit gebiert" ist also beiden eigen.

Wenn du mußt eine Zeitlang hacken und graben,
Wirst du die Ruh' um so lieber haben,

sagt Goethe, das könnte ebenso auch bei Hans Sachs geschrieben stehen.

Gesunde Frohnaturen sind sie denn auch beide, diese Söhne des fröhlichen sonnigen Frankenlandes. Mit erschlossenen

frischen Sinnen nehmen sie alles Schöne auf, und so ist ihnen, wie den ersten Menschen, die Welt ein Garten Gottes. Auch haben sie gewißlich, Einer wie der Andre, dem Schönen gehuldigt in dem Sinne, wie Goethe es meint, wenn er scherzend seinen Stammbaum aufstellt: „Urahnherr war der Schönsten hold“, und wie es der Wirth zum goldenen Löwen meint, der

Immer die Schönste zum Tanze geführt und endlich die Schönste
In sein Haus als Frau sich geholt — das Mütterchen war es.

Ja diese Freude am Schönen hat sie jung erhalten, und sie hat noch geglüht in Zeiten, wo sie bei gewöhnlichen Menschen längst in der grauen Asche liegt. So sehen wir sie denn auch Beide erleben, was die Natur uns in manchem Jahre milde und gütig zeigt: das Herbstwunder.

Wenn die Blätter sich schon verfärben und die Felder in Stoppeln stehen, da geschieht es wohl, daß ein Fruchtbaum, der so recht unterm Schauer stand, sich noch ein Mal mit weißer, röthlicher Blüthe deckt — daß an sonniger Bergeshalde die rothen süßen Beeren noch ein Mal reifen. . . . Goethe hat das letzte Mal geliebt, mit tiefer, schwer verhaltener Leidenschaft, als er dreiundsiebzig Jahr alt war — Hans Sachs in seinem sechsundsechzigsten Jahre. Ulrike von Levetzow, Barbara Harscherin waren junge Mädchen, noch mit aller kindlichen Lieblichkeit geschmückt. Und wie hätten sie nicht die Lieblichsten lieben sollen? Ist doch auch Gretel, ihr Herzgespiel, ist doch die ächte Poesie immer jung und immer schön!

So wird die Liebe nimmer alt,
Und wird der Dichter nimmer kalt —

läßt der junge Goethe die Muse zu seinem Hans Sachs sprechen. Hans Sachs hat seine Bärbel, deren minnigliche Erscheinung er mit der Naivetät eines Menschen aus der alten Welt und mit dem Entzücken eines jugendlichen Bräutigams

beschreibt, als sein zweites Ehegemahl in sein Haus geführt: „die heißt nun Barbara Sächsin!“ jubelt er; und Goethe, das wissen wir jetzt genau, hat die liebliche Ulrike wirklich heirathen wollen; und der harte Kampf, in dem er sich von dem geliebten Wesen (das selber kaum etwas von seiner tieferen Leidenschaft geahnt hat,) losriß — dieser Kampf hat ihm fast das Leben gekostet. Das ergreifende Wort: Scheiden ist der Tod, das heißt, jedes Scheiden ist eine Vorbedeutung des letzten Abschiedes, dies steht in dem Gedichte, das uns wie ein krystallen Glas die Geschichte dieses letzten Liebens und Leidens aufbewahrt; in der Marienbader Elegie. —

Sie sehen, wie es um das Sonnige, Heitere, wie es um die Ruhe und Gelassenheit unsrer Dichter bestellt ist. Gelassenheit, das spricht man so gelassen aus. Besonders wenn von Goethe die Rede ist; auch bei Hans Sachs, seit Wieland von seiner glücklichen Gemüthsart, seinem immer gelassnen Sinne geredet hat — ebenso unbesonnen übertreibend, wie er vorschnell Goethes „untadelige Sophrosyne“ preist in einer Zeit, wo Goethe noch lange nicht das innere Gleichgewicht gefunden hat. Als wäre die Gelassenheit eine schöne Mitgift, ein mütterliches oder väterliches Erbstück. Ich glaube es nicht. Je begnadeter ein Mensch ist mit Vorzügen des Leibes und der Seele, um so stärker und härter ist der Kampf seiner sinnlichen und sittlichen Natur; und nur die Ausgleichung zwischen beiden Naturen, nur der friedliche Vertrag, der endlich zu Stande kommt — wenn er zu Stande kommt — das ist die Gelassenheit. Wir wollen unsern Dichtern selber doch am meisten glauben. Ich brauche von Goethe und seiner sogenannten olympischen Ruhe (man sollte sich dieser geistlosen Phrase nachgerade doch enthalten) nicht zu reden.

Was ich irrte, was ich strebte,
Was ich litt und was ich lebte,
Sind hier Blumen nur im Strauß —

sagt er von seinen Liedern allen, und das ist genug gesagt.

Denn „es irrt der Mensch, so lang er strebt“. Und Schiller bringt uns, wie aus höheren Regionen, die Wahrheit herab: dem Sterblichen sei das Glücks- und Ruhegefühl dieser Ausgleichung überhaupt nicht, oder nur in den seltnen Momenten gegönnt, wo das Göttliche ihn einmal ganz durchwalte:

Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden
Bleibt dem Menschen nur die bange Wahl;
Auf der Stirn des hohen Uraniden
Leuchtet ihr vermählter Strahl. —

Soll ich seinen großen Mitgeborenen, den andern deutschen Mann des 10. November, als Zeugen aufrufen? Jeder Deutsche, jeder evangelische Deutsche wenigstens soll seinen Luther auch als Menschen, als Charakter kennen. So rufe ich nur noch einen Zeugen auf. Einen aus dem Mittelalter. Wen könnte ich rufen? Außer den Mystikern, die aber kaum noch dem Mittelalter angehören — aus deren Sprache wir das Wort gelassen, Gelassenheit in seiner tiefen, frommen Bedeutung haben — außer ihnen giebt es nur Einen, der hier in Betracht kommt. Die andern alle gehen herum unter ihren blechernen, eisernen Hauben wie plombirte Büchsen und Flaschen. Sie mögen wohl einen Inhalt haben — aber er eröffnet sich nicht, er duftet nicht. Ihr Geist spricht nicht zum andern Geist, ihre Seele ist stumm. Sie athmen nicht aus, sie stöhnen nur, sie schnauben nur, sie keuchen nur, wenn das Innere übermächtig wird. Nur einer ist Fleisch von unserm Fleisch, und er haucht uns seine Seele ein, wie einen lebendigen Frühlingsodem —

Her Walther von der Vogelweide
Swer des vergaeze, deist mir leide!

Nur Walther, das Sonntagskind, das die Vögel im Walde versteht, und dem die Bäume und Quellen reden — er hat auch den innersten Bronnen der Seele rauschen hören.

Unter einem Lindenbaum am Quell schlummert er ein — unter dem Baum, den von Alters her besonders Liebende gern

aufsuchten, und um den im Maien der Reigen gesungen und gesprungen wurde: unter dem Baume, an dessen süßer Kost zur Blüthezeit ein Volk unzähligen Gewimmels sich berauscht und dann, beschwingt und geflügelt, im grünen Saale und über dem breiten Wipfel den Reigen führt, sumsend und singend, hinauf hinab, hinab hinauf, in das Blaue hinein. Unter solchem Baume, dessen Schatten er aufgesucht hat, beim Rieseln der Quelle, bei dem Schlagen der Nachtigall entschläft Herr Walther.

Bî dem brunnen stuont ein boum,
dâ gesach ich einen troum — —
Dô bedûhte mich zehant[1])
wie mir dienten elliu lant,[2])
wie mîn sêle waere
ze himel âne swaere,[3])
und wie der lîp solte
gebâren swie er wolte.[4])
dâne was mir niht ze wê.[5])
got gewaldes, wiez ergê —
schoener[6]) troum enwart nie mê.

In leichten Scherz verhüllt spricht der Dichter das Schwerste aus: alle Noth wäre zu Ende, wenn der Conflict von Leib und Seele so glücklich gelöst werden könnte. Aber das — wäre zu schön. Es ist ein Traumglück, ein Traumwunsch, der wohl nie in Erfüllung geht. Das empfinden die Dichter tiefer als andre Sterbliche. Es giebt keinen Dichter ohne eine gesunde Sinnlichkeit. Auch Hans Sachs hat den Zwiespalt gefühlt; auf das schlichteste, recht wie ein einfacher Bürgerssohn spricht er ihn aus, wenn er zumeist in den Gedichten seiner jungen Jahre seine Gesellen auffordert: spart eure Liebe in die Eh! Sich selbst offenbar hat er immer wieder diese

---

[1]) bedünkte mich sogleich [2]) alle Lande [3]) ohne Sorge [4]) so lustig leben könnte, wie er nur wollte. [5]) wohl genug, wohl und überwohl [6]) ein schönerer Traum ward nimmer geträumt

ernste Mahnung zurufen wollen. Die Mahnung: Du sollst nicht begehren, laß dich nicht gelüsten. Sein erstes freies Lied, auf der Wanderschaft entstanden — er war noch nicht 20 Jahre, da er es dichtete — ist ein sogenanntes Buhl-Scheidelied, ein Lied der Trennung von der Geliebten. Ihr, die nun schon so weit von ihm ist, von der er sich, ohne ein Wiedersehen zu hoffen, mit jedem Schritte immer weiter entfernt, ihr wendet sich rückwärtsschauend in Sehnsucht sein Lied zu:

Ach herzigs herz
wie bleibstu so weit hinter mir!
du meines herzens freut und wunt,
ich het dich auserkoren
In Freut und scherz.
O, wie muß ich so balt von dir!
des traure ich von herzengrunt
seit ich dich hab verloren.

Mit dem Leibe zieht er von dannen („mit Leib, mit Wesen", sagt er), die Seele aber hat er zurückgelassen:

Jedoch laß' ich herz mut und sinn
bei dir, meins herzens höchster hort [1]),
darbei [2]) tu mein gedenken.

Er weiß, sie kann ihm nicht gehören, denn ohne einen eigenen Herd, ohne die Ehre der Meisterschaft ist das nicht möglich, das alles liegt noch in ferner Zukunft: und so —

Gesegn' dich Got, mein herzenlieb!
Ich far ins ellent hin mein stras.

Solch ein Kampf kostet ein Stück Leben; doch in der Jugend ist der Mensch wie eine Eidechse; wird ihr auch ein Stückchen abgeschlagen — es wächst schon wieder nach. Andere Kämpfe hat der Mann zu bestehen. Und der härteste Kampf ist: seine Überzeugung in der Welt durchsetzen, einer Heerschaar von Widersachern und Schwierigkeiten zum Trutz. Jedes Zeitalter

---

[1]) Schatz [2]) Bei diesem Gelöbniß

hat seine Kämpfe, seine Kampfböden, seine Kampfweise, aber im Grunde läuft es immer auf Eins hinaus: nämlich den „Stand" zu behaupten, den man aus innerem Zwang und Drange gefaßt hat, da den Fuß fest aufzustemmen und zu beharren. Hans Sachs hat es gethan. Damals wirkte sich das innere Leben ganz anders als jetzt — und ganz anders zumal, als im schöngeistigen Zeitalter des vorigen Jahrhunderts aus, nämlich im Glauben. Der Glaube war die Gestalt des inneren Menschen, das Glaubensleben der geistige Blutumlauf. So sind Hans Sachsens Überzeugungskämpfe, wie die der besten Männer seiner Zeit, Glaubenskämpfe. Und für unseres Meisters Tüchtigkeit und Frommheit (beide Worte bedeuten einerlei, in der Sprache jener Zeit), für diese spricht es, daß er die neue Lehre in sein männliches Herz faßte und dann in seiner Überzeugung von ihrer Wahrheit nicht wich und wankte. Ich meine nicht: ein jeder wackere Mann hätte Luthers Lehre damals so ergreifen müssen. Nein, aber daß Hans Sachs gerade sie ergriff, darin erkenne ich seinen Werth. Denn ein fröhliches Weltkind, wie er war, hätte er wohl in sich Aufforderung genug gehabt, bei der römischen Kirche zu verbleiben. Er hatte auf fünfjähriger Wanderschaft sie in all ihrer weltlichen Pracht reichlich kennen gelernt: hatte in Österreich, Salzburg, Bayern, Franken und zuletzt am Rhein zu Cöln und Aachen die ragenden Münster und Dome, die herrlichen Bischofsitze gesehen und all das bunte prächtige Gewimmel an den Festen der Heiligen und bei den Aufzügen der Kirchenfürsten. Es muß ihn keinen geringen Kampf gekostet haben, sich von diesem Zauber zu lösen, und der ungeschmückten Wahrheit sich zu eigen zu geben. Er thut es, nachdem er mit Ernst geprüft hat. Und nun steht er ein für diese Wahrheit, verkündet er den Anbruch des neuen Tages mit sieghafter Überzeugung. Aus unwiderstehlichem Drange macht er sich zu Doctor Martin Luthers Mitstreiter. Er, der Freimund Reimer von Nürnberg — denn auf

ihn würde dieser schöne Kampfname, den sein fränkischer Landsmann Friedrich Rückert für sich erfunden und gewählt hat, viel besser passen — Er, die Nürnbergisch Nachtigall, singt das Tage-, das Weck- und Trutz-Lied von der Wittenbergisch Nachtigall:

Wacht auf, es nahent gen dem tag!
ich hör singen im grünen hag
ein wunnigliche nachtigal,
ihr Stimm durchklinget berg und tal.
Die nacht neigt sich gen occident,
der tag geht auf von orient
die rothbrünstige morgenret (Morgenröthe)
her durch die trüben wolken get
daraus die liechte sunn tut blicken .....

Er ist wacker, d. h. wach und frisch! Er hat seine Wehr gefaßt, und „ist im Stande"! Im Stande sein, heißt in unsrer alten Krieger- und Jägersprache: auf dem Punkte sein, loszuschlagen, drauf zu schießen. Stoß auf Stoß, Schlag auf Schlag führt er gegen den Feind. Er fährt gegen das alte Bollwerk seine Artillerie auf (seine Stücke hieß es damals): unter diesen Stücken ist auch eine Grete, so gut wie die des Burggrafen von Nürnberg, des Zollern Friederich: eine faule Grete, und eine grobe Grete dazu, gegossen zu Nürnberg im Jahre des Heils 1524. Nämlich der erste und zweite seiner Dialoge: 1. Disputation zwischen einem Chorherren und Schuchmacher ... 2. Gespräch von den Scheinwerken der Geistlichen und ihren Gelübden. Und sein Geschütz, schweres nnd leichtes, läßt er spielen, bis einem ehrbaren Rathe von Nürnberg das Schießen zu laut wird. Der entbietet dem Meister: „Reime machen sei seines Amtes nicht, gebühre ihm auch nicht. Darum sei eines ehrbaren Raths ernster Befehl, daß er seines Handwerks und Schuhmachens warte, sich auch in Zukunft enthalte solche Büchlein oder Reime ausgehen zu lassen. Ein ehrbarer Rath würde

sonst seiner Nothdurft nach gegen ihn handeln.“ Ein harter Schlag!

Dichter lieben nicht zu schweigen,
Wollen sich der Menge zeigen,

sagt Goethe, er wird es wohl gewußt haben. Und noch ein ganz Anderes! Das Schwert gewaltsam in die Scheide stoßen zu müssen, wenn es herauszufliegen begehrt — seine Überzeugung in gerechter Sache zurückhalten müssen, ist hart, und besonders hart für den, der das Gefühl hat: ich stehe in des höheren Herren Pflicht; dem der Geist, die Stunde gebietet. Luther, der ein Prediger war und ein Dichter dazu, vor dem Herrn, wie sauer stellt er sich, ja wie ungeberdig gegen den Rath und das Gebot seines weisen und klugen Kurfürsten. Sie wissen, was der Dichter der „Räuber“ in solcher Lage gethan hat: aus dem Lande ist er geflohen, die Eltern hat er verlassen! Und wer kennt nicht die tiefe, tödliche Verbitterung Lessings, als ihm sein Landesherr und dessen Ministerium verbietet, die Fehde gegen einen sich orthodox dünkenden, rechthaberischen Eiferer fortzusetzen. Das sind Kämpfe, die an's Leben gehen. Hans Sachs aber — schweigt, schweigt Jahre lang. Stille trägt er seine Verse in die Bücher ein, füllt einen Folianten nach dem andern, und bescheidet sich. Noch mehr. Er lobt den hochweisen Rath, unter dessen Regiment sein Nürnberg in der That herrlich aufblüht und wächst; er lobt ihn bei jeder schicklichen Gelegenheit, lobt ihn aus ehrlicher treuer Überzeugung. Als ein Sohn, als ein anhängliches Glied seiner Stadt fügt er sich der Obrigkeit, die die Gewalt hat — übt öffentlich sein Handwerk, dient im stillen Hausfrieden seiner Frau Muse. Unter den mancherlei Absonderlichkeiten des Martin Greifschen Festspiels „Hans Sachs“ hat mir am wenigsten gefallen, daß er den Dichter bei solchem Anlaß zum Wanderstab greifen läßt. Nein, der wahre Hans Sachs bleibt bei seinem Leisten und bleibt im Lande. Aber ich glaube, das ist freilich nicht ohne innern tiefen Kampf ge-

schehen. Dichter lieben nicht zu schweigen! Sie brauchen, wie die Schauspieler, die Antwort, den Beifall der Menge — sie leben davon.

Auch sonst hat es an inneren Kämpfen unserm Meister nicht gefehlt. Hans Sachs hat als Poet das Bedürfniß, sein Innerstes auszusprechen; wir dürfen da wieder an Goethes Wort denken „Niemand beichtet gern in Prosa", und an Goethes unzählige „poetische Confessionen". So bekennt denn Hans Sachs einmal im Alter — zwei Jahre nach dem Tode seiner ersten Frau — wie er, zu hohem Wohlstand gelangt, sich „tapfer und herrlich" gehalten habe und in stolzer Sicherheit dahingegangen sei. Da läßt ihn Gott in Versuchung fallen und straucheln. In welche Versuchung? Er gedenkt des Falles Davids mit Bathseba. Davids, der auch ein Dichter und Sänger war, ja das verehrte Vorbild der Meistersinger. Er spricht von seiner Gewissenspein, Herzensangst und Reue. Er hat sich — sein besseres Selbst — vergessen; er findet sich wieder, zu sich selbst, zu Gott. Man hat wohl gemeint, das sei eine erfundene Geschichte, ein Exempel gewissermaßen. Schwerlich. Die Geschichte vom Zipperlein und der Spinne, die ist erfunden — so Ernstes aber erfindet kein Mensch ohne Noth. Und Hans Sachsens Leben wäre kein ächtes Dichterleben, ja nicht einmal, ehrlich herausgesagt, ein ächtes Mannesleben, wenn es nicht durch allerlei Kampf gegangen wäre. Es irrt der Mensch, so lang er strebt. Und auch an ihm ist das Wort erfüllt

Dieser ist ein Mensch gewesen
Und das heißt ein Kämpfer sein.

Nur durch Kampf gelangt man zum Frieden. Eine sogenannte natürliche Gelassenheit ist weiter nichts als eine gewisse Façon von Herzensträgheit. Das Volk hat dafür den verächtlichen Ausdruck „Pommadigkeit". Das hat mit Pommade und Friseur wahrscheinlich nichts zu schaffen, es kommt wohl eigentlich von dem slavischen Wort pomâl,

das heißt eben „faul, träge“. Aber die Gelassenheit, die wahre, wie unser Luther das Wort braucht, die stammt von dem alten frommen Ausdruck her: „er hat sich gelassen in Gott“, d. h. er hat sich Gott überlassen, in Gottes Willen sich ergeben. Der thätige Mensch, der Weise, der Fromme, ein jeder kann auf seinem Wege zu diesem Zustande gelangen; aber er ist, ich wiederhole es, keine Gabe, er ist — hier möchte ich ein abgebrauchtes Wort frisch prägen können — eine Errungenschaft; dieser Zustand will erarbeitet, erstritten, erlitten sein. Ergebung und Sieg — was sich bei äußerem Kampfe gegenseitig ausschließt — das wird bei innerlichem zu einer höheren Einheit verbunden. Und wie auch dieser Zustand errungen wird — wer ihn hat, hat einen Vorschmack der Seligkeit. Wenn Sie unsre Hans Sachs-Ausstellung nachher betrachten, so schauen Sie ja ihm selber recht ins Gesicht. Dieser Mann hat sein liebes Eheweib, hat seine Kinder alle vier ins Grab gebettet. Aber aus seinen Augen spricht der freudige, der gewisse Geist (ist das nicht ein viel schöneres Wort, als wenn ich sagte: der Optimismus?), und über diesem Greisenantlitz leuchtet die Novembersonne, und ein stilles Lächeln spielt um die Augen, die Lippen. Das Lächeln eines alten Kindes. Die Kindlichkeit der Alten ist eine andre als die Kindlichkeit der Jugend: sie ist eine milde, mit den Dingen dieser Welt verständnißvoll harmlos spielende Ironie, das Widerspiel jener greisen Weisheit, die da spricht: Alles ist eitel!

Hans Sachs ist eine friedsame Natur. Aus dem Sprachschatze seiner Zeit habe ich mir ein schönes Wort gemerkt, auf ihn möchte ich es anwenden: goldfriedsam. Aurea aetas Caesaris Augusti übersetzt ein Deutscher jener Tage: „die goldfriedsame Zeit des Kaisers Augustus“. Eine ächt deutsche Übersetzung. So vertieft auch Luther das fremde Wort manchmal, und schöpft dann seinen Inhalt aus. Friedlich ist der Handwerker, denn der Friede ist der goldene Boden seines



goldenen Bodens. Friedlich ist der freie Bürger, dessen oberstes Gesetz, nach Hans Sachs, der gemeine Nutz, das heißt die allgemeine Wohlfahrt ist. Friedlich ist der Gärtnersmann, dessen Lieblingswort und Segenswunsch ist: es blüh' und wachs'. Denn nur die Pflanze wächst und blüht, die einen sichern Stand hat. Friedlich sind die Musen.

Ein friedlicher Mann aber ist unser Hans Sachs im Bürgersinne. Wie man im Mittelalter den Tapfersten die Blume der Ritterschaft nannte, so soll er uns eine Blume der Bürgerschaft heißen. Er ist friedlich, weil er auch tapfer zugleich und streitbar und wehrhaft ist, wo es Noth thut. Der wahre Tapfere, das ist der wahre Friedliche. Nur der Starke kann Frieden halten, denn er kann den Frieden halten. Wie schön, daß wir Deutschen in den Namen Wilhelm und Friedrich ein Symbol dieser Wahrheit haben, und die Gewähr zugleich, daß sie bei uns die herrschende ist[1]. Der Bürgerssohn einer viel weicheren Zeit, als die Hans Sachsens war — Hermann, der Sohn des Wirths zum goldenen Löwen, so sanft und duldsam er ist, hegt in sich „ein Herz, das Unrecht hasset und Unbill." Er weiß, wann der Mann zur Wehr greifen muß, und auch die Erkorene seines Herzens weiß es:

Und drohen diesmal die Feinde
Oder künftig, so rüste mich selbst und reiche die Waffen.

Er hat es als Knabe schon gewußt, wann es gilt vom Leder zu ziehen, und draufzugehen.

Vieles hab' ich fürwahr von meinen Gespielen erduldet,
Oftmals hab' ich an ihnen nicht Wurf noch Streiche gerochen;
Aber spotteten sie mir den Vater aus, wenn er des Sonntags

---

[1]) „Wilhelm" der nach dem Helm Begehrende, der Krieger; „Friedrich" der Friedefürst (rich = rex, Herrscher, Fürst.



Aus der Kirche kam mit würdig bedächtigem Schritte —
Fürchterlich ballte sich dann die Faust mir, mit grimmigem Wüthen
Fiel ich sie an und schlug und traf mit blindem Beginnen
Ohne zu sehen, wohin —

Das vierte Gebot, sagt ihm sein Herz, geht noch über das Gebot der Sonntagsruhe, und so mag er den schlimmen Kumpanen den blauen Rücken nicht einmal bis zum blauen Montag stunden. So versteht auch Hans Sachs dann keinen Spaß, wenn man ihm das theure Wort Gottes, und wenn einer sein Nürnberg angreift. So werden es deutsche Männer allzeit halten. Wo das Heiligste angegriffen wird, da ist nicht Schweigens Zeit. Da erhebe seine Stimme, wem Gott die Gabe verliehen hat. Will aber die Rede nicht verfangen, dann helfe das Recept des alten Schwabenhelden, Eberhards des Rauschebarts. Vier Wörtlein nur: „Schlagt drein, die Feinde fliehen!" Und will man es nur recht verstehn, so ist auch heute noch, wie zu Luthers Zeiten, das höchste und theuerste, was der Deutsche, der Bürger, der Mann besitzt, was er zu vertheidigen hat wie sein Leben, ja als sein Leben: Vaterland, Eltern, Weib und Kind, Glaube und Gesittung — es ist alles verknüpft mit dem Einen, was unsere Vorfahren nannten das Wort. „Das Wort Gottes bleibet in Ewigkeit," stand auf den Feldzeichen, die für die evangelische Sache erhoben wurden. Das Wort sie sollen lassen stan![1])

---

[1]) Diese Stelle war in der mündlichen Fassung ausführlicher gehalten und gab Raum, die Schlußstrophe des Lutherliedes im vollen Chor anzustimmen. Ich weiß übrigens sehr wohl, daß im Zusammenhange des Liedes das Wort „Jesus Christ" gemeint ist. Aber geflügelte Worte — und zu einem solchen ist unsere Zeile geworden — nehmen oft, nach gutem historischem Recht, eine allgemeinere Bedeutung an, eine solche überhaupt, mit der sie sich aus dem ursprünglichen Zusammenhange lösen.

Es ist fromm und recht, daß wir nächst und mit dem Worte, zu dessen reiner Lehre Luther und Hans Sachs, jeder das Seine gethan hat, auch jedes Wort nennen, das uns Gott durch den Mund auserwählter Menschen gegeben hat; daß wir hier, mit Luther und Hans Sachs, Goethe und Schiller, Walther von der Vogelweide und Uhland nennen. Denn Geistliches und Weltliches ist nicht zu trennen, es sind nicht Gegensätze, sondern vielmehr die beiden Seiten Eines Gewandes; jenes Gewandes, das Goethe der Gottheit lebendiges Kleid nennt. Auch in Hans Sachsens Wort ist Geistliches und Weltliches vereint — in welcher Fülle und Kraft, ist denen bekannt, die das Deutsche Wörterbuch der Brüder Grimm fleißig benutzen — und so werden wir es immer schätzen und mit Treue bewahren, dies geistliche und weltliche, kräftige und liebliche, anmuthige und heilsame, friedliche und streitbare, goldene und eherne — mit Einem Worte, dieses deutsche Wort unseres Hans Sachs.

Im Wechsel der Zeiten tönt das Wort unsrer großen Männer nicht gleich, nicht gleich stark zur Nachwelt herüber. Wie ferner Glockenton, wie der Choral von jenen kunstreichen Glockenspielen alter Zeit ganz oder auch nur in einzelnen Akkorden zu unserm Ohre dringt, je nach dem der Wind steht. Und im Wechsel der Zeiten erscheint die Gestalt dieser Großen verschieden. Jede Zeit sieht sie mit ihren Augen. Wir treten an eine Bildsäule heran, und fassen sie ins Auge, doch das Auge faßt sie nicht ganz; auch wer sie umwandelnd mit Augen begreifen will, behält nur eine Seite ganz im Gedächtniß. So gehen die Zeitalter herum um die großen Gestalten der Vergangenheit: und wie und was und wieviel sie sehen, darin erkennt man ihren eigenen Werth, ihre Vorzüge und auch ihre Schwächen, ihr Soll und Haben. „Hans Sachs in Weimar,“ habe ich eine kleine Schrift betitelt, die ich, als eine bescheidene Erinnerung daran, wie wir in diesen Tagen Hans Sachs ehren, mit jüngeren Freunden unter

den andern gemeinsamen Arbeiten unsrer Werkstatt verfaßt habe; ihr Motto ist, auf den Jubilar bezogen, Goethes Wort aus dem Epilog zu Schillers Glocke: „Mit allem, was wir schätzen, eng verwandt“. — Da tritt nun Goethe und tritt Wieland mit den andern Großen von Weimar zu dem Bilde des Vorfahren heran. Sie sehen den Dichter, den die Muse begabt und begnadet, und sie sehen den guten lieben, gelassenen harmlosen Menschen. Aber sie sehen nicht den Volksmann, der mit klarer Einsicht in die Gefahren des gesellschaftlichen Zustandes seiner Tage seine Mitbürger über den nothwendigen, von Gott geordneten Unterschied der Stände und der Güter aufklärt, und zum Frieden räth, zum gemeinen Nutz redet — sie sehen nicht den gewandten, allzeit fertigen Publizisten, dem wie einst dem erfindungsreichen Sohne des Laërtes die Worte, so die kurzen Verse aus dem Munde stöbern, den winterlichen Flocken vergleichbar; dem dann auch wie dem alten Nestor das begütigende Geschwätz und die ernstmilde Lehre von den Lippen fließt süßer als Honigseim. Und sie sehen nicht den Laienprediger, den wirksamen Gehülfen Doctor Martin Luthers. Und an dem hohen Sockel erblicken sie allerlei schöne und wundersame Bilder: Mythologia, Fabula, Historia u. s. w. Aber sie sehen nicht die würdige Gestalt der Theologia, die unser Meister selbst so theuer und hoch gehalten hat, und sie sehen nicht das herrlichste Gebilde für deutsche Augen: Mutter Germania. Es ist die Schwäche und Schranke des an Geist und Gaben so reichen Humanitäts-Zeitalters — das ja dennoch mit unwiederbringlicher Geistesschönheit uns und allen künftigen Geschlechtern vorglänzt, — es ist das Deficit dieser Epoche, daß sie das nicht sehen konnten. Wohl uns, wenn wir es können. Unsre Kinder sollen Gott danken, daß er ihre Väter in den Streit geführt und sieg-gekrönt heimgeführt hat — daß ein Tag gekommen ist, an dem das Jauchzen eines einigen Volkes sich in den Jubelsturm der Glocken mischte: „Der Herr hat

Großes an uns gethan. Ehre sei Gott in der Höhe". Und die Älteren und Ältesten gedenken ihrer Väter und Großväter und der Zeit der großen Noth, und der Losung dieser Zeit: Mit Gott für König und Vaterland; des Spruches wohl auch, den jetzt ein kunstreicher Meister unseres Landes, Meister Schilling in Apolda, der Erbe der durch Schiller berühmt gewordenen Ulrichschen Gießerei zu Isserstedt, in die mächtige Kaiserglocke gießt: „Sie haben mich oft gedränget von meiner Jugend an, und haben mich nicht übermocht!" — Die Jahrhunderte gehen und kommen, und jedes wirkt mit seiner Kunst, in seiner Weise an dem lebendigen Kleide der Gottheit.

Meine hochverehrten Mitfeiernden! Das Lied in Hans Sachsens goldfriedsamer Heldenweis ist noch lange nicht zu Ende; es hat noch manchen Stollen und Abgesang — jene Zeit liebte lange Predigten, lange Lieder. Wir aber sind darin andere Leute. Wir mögen lange Reden kaum aushalten, vielleicht nicht einmal wenn dazwischen, nach Hans Sachsens Weise, „quintieret" und eins gesungen wird. Und Sie wollen ja nicht bloß von Hans Sachs hören, sondern auch von ihm und seiner Zeit etwas sehen — und die Freunde, die das in Fülle und Ordnung aus ihren Schatzkammern dargelegt haben, Handschriften, Drucke, Bilder und Bücher, und mir nur zum Geleit, gewissermaßen zu einer hörbaren Hans Sachs-Ausstellung, das Wort überlassen haben, möchten am Ende das noch bereuen. So fasse ich mich nun kurz und immer kürzer, und will nicht einmal die Themata der Strophen angeben, die ich überspringen muß.

Nur die Schlußstrophe also noch, nämlich: Hans Sachs und die Gegenwart.

Herder, der von den Weimarern damals unzweifelhaft den weitesten Blick hatte, der auch der Einzige Fähige gewesen wäre, Hans Sachsens reformatorisches Wirken anzuerkennen, er hat gesagt: er wünsche jedem Jahrhundert

in seiner Weise einen Hans Sachs. Und so fragen wir: was für einen Hans Sachs wünschen wir uns? Was für einen braucht unser Zeitalter? Unser Zeitalter, das in Vielem dem Zeitalter Hans Sachsens so gleich ist, dem in neuen politisch=socialen Gestaltungen und in neuen Überzeugungen mächtige neue Schwingen, und in Erfindungen und neuen Verkehrsmitteln kraftvolle Fänge gewachsen sind, die Beute aus Land und Luft und Meer zu ergreifen. Unsere Zeit, die trotz alles Unbehagens, das ein wiederkehrender Mauser=zustand nun einmal mit sich bringt, doch getragen ist von derselben Werde= und Thatenlust, von demselben Erkenntniß=drange, von derselben Besitzfreude, wie jenes Zeitalter, von dem Ulrich von Hutten preisend sagte: Es ist eine Lust darin zu leben! Das Zeitalter der Thaten, das keine Zeit hat für lange schöne Gedichte — noch weniger für lange unschöne — keine Zeit für dicke gelehrte Bücher — noch weniger für dicke ungereimte und verkehrte Bücher!

Wir sind aus dem Zeitalter des Reimens heraus (aus der Zeit wo, außer Predigten, so ziemlich alles was dem gemeinen Manne frommen sollte, in Verse gebracht wurde) und ein Dichter, der uns im Ton und Vers Hans Sachsens immer fort und fort beglücken will, der kann uns — genommen werden. Wer sich die Wirkung jener Verse — die treten einher paarweise, kräftig=gemächlich wie die freudigen Schützenbrüder, und stampfen tüchtig auf — sie ist unabtrennlich von dem Wortklang, von der Musik der guten alten Sprache und von ihrer damals noch stärkeren, vollblütigeren, sinnlichen Kraft: wer sich die Wirkung dieser Verse und dieser Sprache auf des Dichters Zeitgenossen vorzustellen vermag — der kann nur lächeln über die Restaurations=Versuche, wie wir sie jüngst erlebt haben. Lächeln oder — seufzen. Und wenn er dazu leiblich Goethe=fest ist, wird Er zu diesen Versuchen sagen; — wie heißen doch die Worte im Todtentanz?

Auch klippert und klappert es manchmal darein,
Als schlüg' man die Hölzlein zum Takte —

und den wohlmeinenden kurzzeiligen aber nicht kurzweiligen Hans Sachs-Preis-Poeten wird er dankbar, daß sie nun heimgehen, den Goethischen Abschied auf den Weg geben:

Den priesen die Jünger aller Orten —
Sind aber drum keine Hans Sachse geworden —

Der Hans Sachs unsrer Zeit, der ihr allgemeines Empfinden täglich zum Ausdruck bringt, ist kein Dichter: es ist der Publizist. Und der wahre Hans Sachs unsrer Tage müßte ein wahres Ideal von Publizistik sein. Ich könnte wohl die Ingredienzien angeben, aus denen er bestehen müßte. Aber sie angeben, heißt nicht sie richtig mischen. Und sie mischen, heißt nicht ihn hervorbringen. Was sollte uns ein Publizist-Homunculus? Wenn der rechte kommt, wird er in seiner Gestalt erscheinen, als ein ganzer Mann. Aber wenn wir in irgend einem Blatte, was es auch für einen guten Namen an freier Stirne führe, einen Beitrag lesen, so recht aus deutschem Herzen geschrieben, aus deutschem Kernholz geschnitten, dann denken wir: den Mann, der das gemacht hat, läßt Hans Sachs grüßen. Er ist auf dem rechten Wege nach Nürnberg, zur Werkstatt des Meisters, und wir wünschen ihm zu Weihnachten, daß ihm aus dieser Werkstatt ein ganzes Dutzend ächte alte Leisten beschert werden, für jeden Monat einer.

Und der andre Hans Sachs unsrer Zeit, der die Seele des Volks darzustellen vermag, ist der Künstler. Der Künstler, dessen poetische Sendung mit dem Segenswunsche erfolgt ist:

Die Welt soll vor dir stehen,
Wie Albrecht Dürer sie hat gesehen;
Ihr festes Leben und Mannlichkeit,
Ihr inner Maß und Ständigkeit.

Der Natur-Genius an der Hand
Soll dich führen durch alle Land
Soll dir zeigen all das Leben —

Hans Sachs hat auch mit Künstlern im Verein gearbeitet, wie mit Jost Amman. Aber so ist es nicht gemeint. Man dichtet auch ohne Worte und reimt auch ohne Verse. So kann eine deutsche Mutter wohl ohne Worte und Verse ihren Kindern den Christbaum, den Weihnachtstisch dichten. Überall, wo sich das Schöne mit Herzlichkeit darstellt, da erscheint ein Gedicht.

Und an allen wahren und guten Gedichten hat unser Volk, Hohe und Niedere, Groß und Klein, auch heute noch sein Wohlgefallen. Noch stehen die deutschen Linden und streuen süßen Duft. Noch führen die lustigen Völker darin ihren Reigen auf und nieder. Noch kommen auch die Zeiten und Tage, an denen dem Wandrer zu Muth ist, da und dort,

Als ob sich mit Gesängen
Zufriedne Paare durcheinander schlängen —

Tage, wo die Seele eines ganzen Volks in Sonntagslust aufathmet, und aus tiefer Brust ein Jauchzen kommt:

Heute will ich fröhlich fröhlich sein,
Keine Weis' und keine Sitte ehren,
Will ich wälzen und für Freude schrein
Und kein König soll mir das nicht wehren . . .

Und wie wollte Er es auch wehren? Freut er sich doch selber königlich über den Jubel seiner Landeskinder, deren Herze, wie das alte frohe fromme Lied sagt, einmal in Sprüngen geht.

Sie kommen seltener solche Tage, aber ihre Wirkung ist dann auch wonniger, gewaltiger, tiefer — durchwaltend ein ganzes Leben. Ich habe drei solche Zeiten mit erlebt in einem Vierteljahrhundert. Den 3. September 1870 in Berlin — Sedan! — den Einzug der siegreichen Truppen durch das Brandenburger Thor im folgenden Sommer — und dann

einen Herbst, ein großes weltlich-geistliches Landes-Erntedankfest. Den Herbst 1892. Da war es als ob jeder Baum und jeder Strauch im Lande Weimar noch goldener, purpurner glänzte als sonst im Oktober — es war auch ein Herbstwunder. Die Alten wurden jung, und die Stummen, wortkarg Verschlossenen redeten, und sangen gar — und die Tauben, die Stumpfen und Gleichgültigen, hörten und lauschten. Das ganze Land bewegte sich. Und wo war da unser Hans Sachs? Ich habe ihn gesehen im Dämmer der Künstlerschmiede — jenes Hauses am Zeughof, das sich mit dem Wappen Sanct Lucas des Malers schmückt. Da saß er, Meister Graubart, ungesehen von den frohgemuthen Gesellen. Und sie schmiedeten, ründeten, schufen und gründeten, sie dichteten ein Lied in der güldenen Kranzweis Hans Sachsens. Das Lied von Landesglück und Fürstenglück, von Liebe, Huld und Treue. Und dies Gedicht erschien: in langem Zuge, Aufgesang und Abgesang, Aufgesang und Abgesang, und stellte sich selbst dar und neigte sich, und jauchzte und scherzte, und die Posaunen schmetterten darein, und die Glocken, dazu hergekommen aus der altberühmten Ulrich'schen Schillerwerkstatt, jubelten darein: Concordia soll Ihr Name sein! War uns dieses Lied zu lang? Nein, wir wollten immer mehr davon sehen, wie die Nürnberger einst nicht satt wurden zu hören, wenn Hans Sachs ihnen den Einzug des Kaisers und Königs in ihre Stadt beschrieb, und wenn er sie selbst feierte, diese Stadt, von der damals der Spruch lautete: „O Nürnberg, edler Fleck, Deiner Ehren Bolz sitzt am Zweck — sitzt hart am Nagel, will das sagen, mitten in der Scheibe; die Stadt selbst, mit ihrer Armbrust, hat den besten Schuß gethan von allen Städten des Reichs, sie hat den Ehrenpreis beim Königsschießen erzielt. —

Und so tritt nun herein zu uns, du alter Meister, der du so manchmal selbst ins Schwarze getroffen hast. Auch Deiner Ehren, wie Deiner Rede Bolz sitzt am Zweck! Komm

herein, ei du frommer und getreuer Knecht Gottes, der Muse und des Vaterlandes, daß wir dich sehen, wie du erhöht bist um deiner Treue und Einfalt willen über viele. Du, der schlichte Bürger und Handwerksmann über viele Patricier der Feder und gelehrte Tausendkünstler. Komm und bitt für mich, wenn ich den Spruch zu deinem vierhundertsten Geburtstage zu lang gesprochen habe; es soll gewiß nicht wieder geschehen, denn am fünfhundertsten bin ich, leider, nicht mehr hier, und nichts mehr ist hier von mir, — du aber lebst fort noch viele Jahrhunderte, und dein Garten wächst und blüht und fruchtet noch der spätesten deutschen Nachwelt. Komm herein und sieh nach, ob wir in der Singeschul' bestehen, ob wir das alte deutsche Lied nach Gebühr ehren und pflegen, und die alte deutsche Weise. Komm und halte die Kinderlehre mit uns ab, heute am Sonntag: ob wir lauter feine und wackre Kinder des Vaterlandes sind, oder ob es auch ungerathene zuchtlose Söhne und Töchter hier giebt im Lande; solche, die Mutter Germania, wie einst vor dem Herrgott Eva den Kain nebst Geschwistern, aus Scham flugs vor dir verstecken muß im Stall, im Stroh, im Ofenloch! Was Gott verhüte. Komm herein, du werther Gast, und gesegne du uns den Beschluß. —

Daß fröhlich Leben allhier gedeih'
Und fröhliche Kunst, zusammen die Zwei;
Daß wir gern dienen gemeinem Nutz,
Daß wir dem Schändlichen bieten Trutz!
Daß Wohlstand, Frommheit sich mehr und wachs'
Im Lande Weimar, das — wünscht uns Hans Sachs.

Schluß-Verse
für
die Rosen-Vorlesung zu Jena.

(Diese akademischen Vorträge feiern im 94/95er Winter ihr 50jähriges Jubiläum.)

Doch mir verstattet noch anderen Spruch: wie mit Augen des Geistes ich schaue
Den trefflichen Meister, und zu ihm gesellt die theuerste zierliche Fraue:
Sie wandeln einander gar sittig zur Hand, wie Hans und Barbara vorhin;
Ja sie passen zusammen, und leise schon sagt's sich hier mancher und manche zum Ohr hin:
Vierhundert der Bräutigam, fünfzig die Braut — das reimt allerliebst sich und prächtig,
Die Jungfrau so blühend, helläugig und keck, und Er noch gar nicht bedächtig!
So verlob' ich das Paar, und ich traue es gleich, ob „im Froschpfuhl" auch Einer sich bose;
Er singe sein Lied! Wer kehrt sich daran?
Wir aber, wir singen und sagen fortan —
Stimmet ein — klingt an! —
Es lebe von Nürnberg Meister Hans Sachs, und es lebe die Jenaer Rose!

Die Hans Sachs-Ausstellung
zu Weimar.

Von
Carl Kuland.

(Weimar. Zeitung, Sonntag, den 25. November 1894.)

Als unlängst über die Feier in der Aula des Gymnasiums berichtet wurde, geschah der mit dem festlichen Akte verbundenen Ausstellung nur kurze Erwähnung, und doch enthielt sie, wenn auch räumlich beschränkt, des Interessanten soviel, daß es nicht überflüssig sein mag, die Erinnerung daran mit einigen Zeilen festzuhalten.

Das Bestreben bei dem Einrichten der Ausstellung war ein dreifaches gewesen: die äußere Erscheinung des biederen Meistersingers in zuverlässigen Bildern der Zeit vorzuführen, — von seinen und seiner Singschulgenossen poetischen Erzeugnissen eine Anzahl eigenhändiger Handschriften aufzulegen, — und endlich den Beweis zu erbringen, daß es Weimar gewesen ist, welches zuerst auf den alten Volksdichter wieder aufmerksam wurde und Deutschland an die vielen Goldkörner echter Poesie erinnert hat, die sich in den manchmal etwas rauhen, ja holzigen Schalen der Schuldichtung vorfinden. Wie sich die Ausstellung in diese drei Gruppen gliederte, werden wir sie auch hier kurz besprechen.

Das Material war in erster Linie aus der Großherzogl. Bibliothek und dem Museum beschafft worden, denen sich das Goethe-Museum, das Goethe- und Schiller-

Archiv, Herr Oberhofmeister von Donop und Frl. J. von Gerstenberg bereitwilligst angeschlossen hatten. Allen Besitzern der reichen Schätze sei für ihr freundliches Entgegenkommen nochmals bester Dank gesagt.

Wenden wir uns zuerst zu den Bildnissen Hans Sachs', so finden wir, daß sie sich, soweit sie auf zeitgenössische Originale zurückgehen, in drei Typen gliedern. Der früheste zeigt uns den Dichter im Alter von 51 Jahren, in der Tracht des wohlhabenden Bürgers, in pelzbesetzter Schaube und flachem Hut, eine Schrift in der Linken, die Handschuhe in der Rechten haltend. Die sehr lebensvolle Zeichnung, welche dem kraftvollen, leicht zum Humor neigenden Ausdruck der männlichen Züge vollkommen gerecht wurde, ist uns nur in dem trefflichen, seltenen Holzschnitt Hans Brosamer's von 1545 erhalten. Zweiundzwanzig Jahre später hat alsdann der Nürnberger Balthasar Jenichen die Züge des Altmeisters festzuhalten versucht. Seine Radirung zeigt uns Hans Sachs, wie er gerade die erstaunliche Zahl seiner 5876 Gedichte in einem Buche verzeichnet und den Wunsch beifügt:

Auf das nichts böses draus erwachs
Das wünscht uns allzeit Hans Sachs. Amen.

Er ist in bequemem Hauswamms dargestellt, die Pelzmütze auf dem Kopfe, am Schreibtisch sitzend, Tintenfaß und Feder vor sich; das Gesicht ist im Vergleich zu Brosamer's Holzschnitt stark gealtert, hager, die Stirn von Falten durchfurcht; in der Unterschrift wird er in naiver Weise als „Teutscher Poet" gefeiert, dem „es keiner gleich gethan".

Das dritte, in zahllosen Nachbildungen mit vielen Varianten schon früh verbreitete Bildniß zeigt Hans Sachs in hohem Greisenalter, mit weißem Haar und Bart, in einem Pelzrock, den Beschauer anblickend. Das Original ist ein Oelgemälde von Endres Herrneyßen, das kurz vor Hans

Sachs' Tode entstanden sein muß und sich in zwei oder drei Exemplaren erhalten hat; das beste scheint dasjenige zu sein, welches die Großherzogl. Bibliothek zu der Ausstellung beigesteuert hatte, und das sich seit seiner Erwerbung im April 1779 aus der Sammlung des Bürgermeisters Schöber in Gera in ihrem Besitz befindet. Die kräftige Modellirung, der feste Blick des Auges, die leichte, fast skizzenhafte Behandlung von Bart und Haar machen es äußerst wahrscheinlich, daß wir hier ein Original vor uns haben, zu dem der Dichter selbst gesessen hat. Wenige Monate nach seinem Tode wurde das Bild von Jost Amman in Kupfer radirt und muß in dieser Gestalt rasch eine weite Verbreitung gefunden haben. Amman hat sich, wie das ja damals üblich war, nicht ängstlich an seine Vorlage gehalten: in der Radirung erscheint Hans Sachs noch greisenhafter als auf dem Oelbild, der Kopf ist mehr geneigt, Haar und Bart sind voller, der Blick nicht so fest und ernst, tiefere Falten umziehen Mund und Nase. Von den vielen späteren Nachstichen konnten nur wenige (von Knorr, Pfenninger, Fleischmann) in der Ausstellung Raum finden. Zwei Jahre nach des Dichters Tode wurde zu dem Herrneyßen'schen Bilde eine, wie das Portrait selbst, auf Blech gemalte Tafel hinzugefügt, mit einer Inschrift im Geschmack der der Amman'schen Radirung beigegebenen Verse.

Gaben diese verschiedenen Bildnisse eine klare Vorstellung von Hans Sachs' äußerer Gestalt und Wesen, so schlossen sich ungezwungen noch einige seiner Nürnberger Freunde und anderer Zeitgenossen an: Albrecht Dürer mit seinem eignen Bilde und dem seines Freundes Willibald Pirkheimer, der „Schuhmacher und Teutsche Meistersinger“ Georg Hager, dem wir auch fernerhin als einem Nachfolger Hans Sachs' begegnen, — der Dichter Eoban Heß, Kaiser Maximilian und vor allem die „Wittemberger Nachtigall“, Dr. Martin Luther in einem vorzüglichen Originalholzschnitte Cranach's.

Die zweite Abtheilung unserer Ausstellung brachte den Meisten wohl die erste Kunde von einer ganzen Reihe von Schätzen, deren sich die Großherzogl. Bibliothek erfreut: ehrwürdige Handschriften in großer Zahl, die der gelehrten Forschung schon die wichtigsten Beiträge zur Geschichte des Meistergesangs geboten haben, und von denen noch manche Aufschlüsse über den musikalischen Werth des in den Singschulen Geleisteten zu erwarten sind; — sie ruhig betrachten zu können, mußte jeden Gebildeten interessiren. Wie der Raum in der Ausstellung nur eine Auswahl zuließ, so müssen wir uns hier auf kurze Angaben beschränken, indem wir nur von dem ersten und ältesten Bande den Inhalt genauer aufzählen, um von der Mannichfaltigkeit der behandelten Stoffe einen Begriff zu geben. Dieser Band in klein 4° (Q. 566), wohl um 1480 entstanden, zum Theil in sehr schwer zu lesender Handschrift, enthält eine krause Sammlung poetischer und prosaischer Stücke, unter anderen: Der Frauwen Peicht, Der Schlotfeger, Der Windbeutel, Die Schule der Liebe, Das Fastnachtsspiel vom Großen Türcken, Von den zwölf Künsten und dem wahren Kaiser, Der Köcher wider die Juden (ein Gespräch zwischen der Synagoge und der christlichen Kirche), Von der Verfolgung der Kirche durch den Türcken, Anweisung zur Fechtkunst mit Schwert und Degen, Adam und Eva aus dem Paradies vertrieben, Dialog zwischen Reich und Arm vom h. Basilius, Alchimistische Tractate de purificatione lapidum u. a., Von den Juden und dem Talmud, Übersetzung aus S. Augustinus und andere religiöse Betrachtungen, eine Abhandlung des berühmten Arztes Arnoldus de Villanova &c. Von weit höherem Interesse für die Geschichte des deutschen Meistergesanges ist der folgende Quartant (Q. 571) mit 220 Liedern, geistlichen und weltlichen Schwänken und lächerlichen Possen, der ursprünglich Georg Hager, dem schon erwähnten poetischen Schuhmacher, gehört hatte, und viele seiner Dichtungen enthält; z. B. einen Spruch „zu Lieb des Teutschen

Meistergesanges“ vom Jahre 1617; der Band beginnt mit einem kurzen Leben Heinrich Frauenlobs „des besten Meistersingers“, aber am meisten interessiren uns 30 Blätter, fol. 71 bis 100, welche durchweg von H. Sachs mit eigener Hand geschriebene Dichtungen enthalten, denen sich eine weitere Anzahl in Abschriften anschließt. Ein anderer kleiner Quartband (Q. 569) in schöner Handschrift vom Ende des 16. Jahrhunderts enthält unter anderem „In der hohen Tageweis Hanns Sachsens“ die Summe seiner Gedichte von 1553, sowie „Im bewerten Ton Hanns Sachsens die Singschul zu Nürnberg:

Wer singen will aus Meisterschafft
Vnd tragen des Gesanges Kron
Der merk' was man zu Nürnberg strafft ....“

Ein ähnlicher Band (Q. 570) verschiedener Meisterlieder scheint dem Seckler Caspar Port gehört zu haben und ist von Kilian Schram 1552—57 zusammengeschrieben; — wiederum ein um 1630 in reinlicher Abschrift gefertigter Foliant (Fol. 419) enthält Meisterdichtungen aus den Jahren 1530—1590, worunter viele von Hans Sachs. Ähnlich, aber dem Inhalt nach noch wichtiger ist ein zweiter Foliant (Fol. 418) mit Gedichten von H. Sachs, G. Hager, Regenbogen, Morgenstern u. a. aus den Jahren 1542—1620, unter denen sich vielleicht bei genauerem Zusehen noch eigene Handschriften von Hans Sachs finden werden; ein sorgfältiges Register ist der Sammlung beigegeben. — Steffan Angerer von Klosterneuburg hat sich als Schuhmachergeselle in Nürnberg 1603 den folgenden Quartband (Q. 574) meist älterer Gedichte zusammengeschrieben, nur wenige sind später nachgetragen; das Register wurde 1643 hinzugefügt. Ein weiteres starkes Heft Meisterlieder (Q. 576) hat Benedict von Wart 1543 begonnen, theils mit seinen eigenen Gedichten, theils mit Abschriften nach älteren von H. Sachs und anderen, angefüllt; 1627 wurde es von Hansjerg Findeisen beendet.

Von größter Wichtigkeit in musikalischer Hinsicht ist ein Heft Melodien der Meisterlieder (Q. 576); bei mehreren sind die Textworte sorgfältig beigeschrieben. Die Noten sind ohne Takteintheilung meist im Alt-Schlüssel auf fünflinige Systeme geschrieben; wohl die größte Anzahl sind Aufzeichnungen alter „Weisen“ oder „Töne“; der jüngste Eintrag ist der „des Schnöden Kaisers Bassianus“ von dem Messerschmied Hans Winter, den 11. Aug. 1619. Von einer merkwürdigen Sammlung von etwa 50 Heften (fol. 420 und 421 in schmal Folio) konnten nur einige aufgelegt werden, aber sie genügten, um die Bedeutung des Ganzen erkennen zu lassen. So enthält ein Heftchen eine Anzahl Lieder und eine Menge alter Weisen, meist ohne Text, z. B.: „Des Frauenlobs Leich[1])“, „Des Frauenlobs Hort“, „Des Danhausers Leich“; sie sind auf fünflinigem System im Tenor-Schlüssel notirt. Andere Heftchen enthalten eine Geschichte der Stadt Nürnberg und des dortigen Meistergesangs, das Wunder S. Sebalds vom Jahre 1572, eine Familiengeschichte eines gewissen Johann Wilt, der wahrscheinlich die Sammlung um 1629 anlegte, u. a. m. Dasselbe Wunderzeichen von 1572 befindet sich nochmals in einem Quarthefte (Q. 567) neben guten Abschriften älterer Lieder. Das jüngste Glied der ganzen Reihe ist ein zierlich in Pergament mit Goldschnitt gebundener Oktavband (O. 148), den sich Hans Leonhard Beck 1683 in seinem 70. Lebensjahre anlegte; mit feiner Feder, die Überschriften mit rother Tinte, schrieb er sich aufs sorgfältigste Hunderte von Gedichten der alten Nürnberger Meister zusammen, ein Zeichen liebevollen Gedenkens der längst vergangenen Blüthezeit.

Noch eine Anzahl kleiner Bände in quer-8° verdient be-

---

[1]) Ältere Bezeichnung für ein Gedicht in verschiedenen strophischen Formen, zum Unterschied von dem Eine Strophenform festhaltenden Lied.

sondere Erwähnung, weil sie, ohne Meisterlieder zu enthalten, uns die wichtigsten Beiträge zur Geschichte der Singschulen liefern. Es sind „Gemerkbüchlein", Aufzeichnungen der „Merker" über die abgehaltenen festlichen Singschulen mit den Namen der Theilnehmer, dem „Ton" des von jedem vorgetragenen Gedichts nebst dessen Anfangsworten, sowie den Namen der glücklichen Sieger, denen die verschiedenen Ehrenpreise, Kränze, Kleinodien, der sog. David, manchmal auch baares Geld zuerkannt worden waren. Das interessanteste ist uns natürlich das von Hans Sachs eigenhändig geführte (O. 151), die Jahre 1555—1561 umfassend, welches erst vor kurzem von Professor Dr. Eduard Goetze in Dresden als eine der werthvollsten Hans Sachs-Reliquien erkannt wurde. Ein zweites (O. 152) behandelt die Jahre 1575—1583 in ganz gleicher Weise und enthält dann von anderer Hand einen bis 1626 reichenden Nachtrag, der über die Geldbeiträge der einzelnen Meister, allerlei Ausgaben der Schule, Geschenke an den Herbergsvater und dessen Gesellen, Verschönerung der Kleinodien 2c. Auskunft giebt. In ihrer Einrichtung ganz ähnliche Gemerkbüchlein wurden in den Jahren 1606—1619 von Benedict von Wart, „Goldreißer zu Wehrd" (Q. 577 b), 1641—1652 von Philipp Hager, dem Sohne Georg's Hager, geführt (Q. 578), so daß sie alle zusammen eine fast geschlossene Reihe protokollarischer Aufzeichnungen über nahezu ein Jahrhundert des Nürnberger Meistergesanges bilden. Nicht viele Bibliotheken dürften in der Lage sein, ähnliches Material wie das in dieser zweiten Abtheilung unserer Ausstellung vereinigte aufzeigen zu können.

In der dritten finden wir zuerst eine Anzahl von Hans Sachs' Schriften, soweit sie bei seinen Lebzeiten im Druck erschienen sind: zuerst die kleinen Streitschriften, in denen er sich von 1523 ab mit aller Entschiedenheit auf die Seite Martin Luthers stellte. So sehen wir in zierlichen Quartheften, den Titel mit einem interessanten Holzschnitt geziert:

Die Wittembergisch Nachtigal, — die Disputation zwischen einem Chorherrn und einem Schuhmacher, 1524; — eyn Gesprech von den Scheinwercken der Gaystlichen und ihren Gelübdten, damit sie zur Verlesterung des Bluts Christi meinen selig zu werden, 1524; — eyn Gesprech eines Evangelischen Christen mit einem Lutherischen, 1524; — ein Argument der Römischen wider das christlich Häuflein, den Geiz und andere Laster betreffend, 1525; — dann die „Klag, Antwort und Urtheyl zwischen Frau Armut und Pluto, dem Gott des Reichthumbs“ von 1531, den „Thurnierspruch aller Thurniere“, gedruckt zu Nürnberg 1541 durch Hans Guldenmundt, eine Anzahl sog. Einblattdrucke, bildliche Darstellungen mit erläuternden Versen, z. B. Die Summa all meiner Gedichte, 1514—1567; David und Bathseba, Die Judith, Die keusche Susanne, Der Gut und Böß Hirt, Die christliche Geduld, Klag der wilden Holtzleut, Fama das weitfliegend Gericht, Nachred das greulich Laster, Der Waldbruder mit dem Esel, Die „Ewlen Paiß“, endlich die Beschreibung aller Stänð auf Erden mit den 114 Holzschnitten Jost Amman's von 1568 in einem ganz vorzüglichen Exemplar aus Goethe's Bibliothek. Die erste Gesammtausgabe der Gedichte von 1516 bis 1558 war durch den 1558 erschienenen stattlichen Folianten aus der Druckerei von Christoph Heußler, die zweite durch die von 1578--1590 bei Leonhard Heußler erschienenen Bände vertreten.

Wie sich in den nun folgenden anderthalb Jahrhunderten die Erinnerung an den alten Nürnberger Meistersinger im deutschen Volke allmälig immer mehr verlor, so ist auch eine Lücke in den gedruckten Zeugnissen. Erst 1765 veröffentlichte der Magister Salomon Ranisch seine „Historisch-kritische Lebensbeschreibung Hanns Sachsens“ und hat wahrscheinlich das Verdienst, Goethes Aufmerksamkeit auf den Nürnberger Dichter gelenkt zu haben. 1776 bringt Wielands „Teutscher Merkur“ zum ersten Male das Goethe'sche Gedicht „Hans

Sachsens poetische Sendung"; die dreizehn Jahre später von Goethe angefertigte Reinschrift (mit einigen Abänderungen) für die erste Gesammtausgabe seiner Werke hatte das Goethe- und Schiller-Archiv zur Ausstellung beigetragen. 1777 ließ Goethe auf dem Weimarischen Liebhabertheater den Schwank des „Narrenschneidens" aufführen, bei welchem dem Patienten die Narrheiten oder Laster in Gestalt von noch heute vorhandenen, äußerst charakteristisch in Holz geschnittenen und kolorirten Figuren von dem Arzte aus dem Leibe genommen wurden. 1778 bemühte sich der Weimarische Verleger F. J. Bertuch durch seine mit einer Kraus'schen Radirung des Narrenfressers gezierten „Proben aus Hans Sachsens Werken" das Interesse für eine von ihm ins Auge gefaßte neue Ausgabe zu wecken. Leider ohne direkten Erfolg, wenn man nicht J. H. Haeßlein's 1781 in Nürnberg erschienenen „Sehr herrliche schöne und wahrhafte Gedichte Hans Sachsens" auf die Bertuch'sche Anregung zurückführen will. 1817 folgte dann Tieck mit Veröffentlichung einzelner Stücke in seinem „Deutschen Theater", 1819 der Weimarische Bibliothekar C. A. Vulpius, Goethe's Schwager, mit Proben im 3. Bande seiner „Vorzeit", 1816—1824 J. G. Büsching mit einer modernisirten Ausgabe, welche auch Goethe besessen hat. Eine neuere Gesammtausgabe erscheint unter A. von Keller's Leitung in den Publikationen des Literarischen Vereins. 1858 machte Reinhold Köhler auf die Reformatorischen Streitschriften durch eine Neuausgabe der vier oben erwähnten Dialoge, Karl Siegen durch eine solche der Wittembergischen Nachtigall 1883 aufmerksam. Die beiden zum 5. November erschienenen Festschriften von Dr. Ed. Goetze und von B. Suphan führten die Ausstellung bis zum heutigen Tage abschließend herab. Auf jeden Fall hat sie den Beweis erbracht, daß Weimar wie das Recht so die Pflicht hatte, des alten Meistersingers feiernd zu gedenken. Wie Weimar von 1776 ab wesentlich dazu beigetragen hat, daß eine richtige

Erkenntniß der Bedeutung Hans Sachsens Platz gegriffen hat, so hütet es in seinen verschiedenen Anstalten eine Menge theurer Reliquien und werthvollsten Materials für jeden Erforscher jener unter dem Namen des Meistergesangs zusammengefaßten Bewegung des deutschen Volksgeistes.

